Nr. 20. Jahrgang V. Berlin, 15. Mai 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Zum Schabuotfeste.

Wer im Spätfrühling zur Zeit der entwickelten, aufgesprossenen Saat durch den Acker schreitet, der erwägt unwillkürlich, ob der gegenwärtige Stand Hoffnungen erweckt oder zu Befürchtungen Anlaß giebt; er weiß, daß die Zukunft dieser Pflanzung keineswegs auch nur mit annähernder Sicherheit aus der Gegenwart vorauszusagen ist; oft sind die Keime dünn und schwach und wenig verheißend zur Maienzeit; da aber sendet Gott den Regen und den Sonnenstrahl zur rechten Zeit, und der Halm steigt auf und gewinnt an Fülle und der Landmann sagt sich am Schluß der Ernte, wenn der Segen reich und voll ihm zuströmt: Wie kurzsichtig war ich doch, daß ich im Frühling bangte, weil damals die Aehre arm und schmal gewesen ist! Und verbürgt andererseits ein günstiger Saatenstand, eine üppige Blüte und Entfaltung reichen Ertrag im Herbst? Die Frucht ist schon reif, des Schnitters gewärtig, und noch im letzten Moment bricht der Hagel den Halm, oder anhaltende Regenschauer zwingen den Landmann, die Hände in den Schoß zu legen und dem Untergang seiner Saaten trüb und müßig zuzusehen. Aber so vieles auch in Gunst oder Ungunst die künftige Ernte bestimmt, er wird nicht davon lassen, sich in der Gegenwart ein, sei es nun freundliches oder unfreundliches Bild zu gestalten und Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen.

Ergeht es uns nicht ähnlich, wenn wir an diesen zur Betrachtung ladenden Schabuottagen, dem Fest der Erstlinge, Umschau halten auf den Gefilden der Religion? Wir wissen, das Judentum hat einen weiten Weg zurückgelegt, und noch viele Kämpfe, Siege und Triumphe liegen vor ihm, wir haben den Glauben auf den großen Erntetag der Wahrheit, wo all das Unkraut, das jetzt üppig auf den Feldern prangt, ausgejätet und weggeworfen sein wird, und nur die reife und reine Frucht in die Scheuer gelangt; wir brauchen Gottes Sorge nicht auszusorgen, wie er das Kleinod der Erkenntnis, das er uns anvertraut hat, hüten wird, daß es noch ferneren Geschlechtern, und diesen um so heller leuchte. Dies alles aber hält uns nicht ab, an dem Geburtsfest der Religion uns zu fragen: wie steht unser Geschlecht zur Lehre des Sinai; bestärkt uns der Ausblick auf die Zeit in der Zuversicht auf eine einstige fröhliche Ernte der Wahrheit oder zeigen sich Spuren vorzeitigen Welkens und Absterbens?

Allerdings hat der Einzelne zuvörderst an seinem Platze seine Schuldigkeit zu thun, es entlastet ihn nicht, wenn rings um ihn die anderen lässig sind, oder wenn die Genossen so eifrig sich mühen, daß er seine Mitarbeit nicht notwendig erachtet. Aber es belebt den Mut, für eine siegreiche Sache zu kämpfen, und es lähmt den Mut, wenn wir sehen, daß unsere Fahne sinkt. Und so müssen wir klar schauen, müssen wir uns vor Selbsttäuschung hüten.

Jeremias hält den Priestern und Propheten als eine ihrer schlimmsten Sünden vor: Sie heilen den Bruch meines Volkes so leichthin und sprechen: Heil, Heil, und es ist kein Heil. Wir müssen das Uebel kennen und seine Schwere, wir dürfen den Schaden nicht vertuschen und nicht nach Art eines leichtsinnigen Arztes von Genesung reden, wenn der Sitz des Uebels sich verschoben hat, wenn es vielleicht von der Oberfläche sich nach innen gekehrt hat, wo es noch verzehrender wirkt.

Ein unheimlicher Feind hat sich fast aller Orten gegen die Juden erhoben, er hat eine mächtige Stimme im Rate der Fürsten, im Herzen der Völker; es wäre ein Wahn zu glauben, daß all die papierenen Schlachten, die wir ihm geliefert, nur irgendwie ihn geschwächt hätten; einzelne Häuptlinge haben

durch unerhörte Frevel ihren Sturz herbeigeführt; aber jedesmal, wenn solch' ein unheilvoller Mann sein eigenes Grab grub und darin fiel, konnten wir sagen: Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben. Wie groß die Gefahr ist, dafür kann schon dies als Beweis gelten, daß sonst ganz begabte und mutige Männer den Kampf als aussichtslos aufgeben und dies öffentlich erklären.

Nicht die lärmenden Gegner fürchten wir: sie waren in der letzten Zeit die einzigen, die uns etwas genützt haben. Aber eine stille Feindschaft drängt uns Schritt um Schritt aus dem öffentlichen Leben, aus der Gesellschaft, aus allen höheren Berufen, erschwert uns den Erwerb, erweckt und nährt das Mißtrauen; manche sagen zwar: wir merken den Gegner nicht; so geht es uns mit vielen Uebeln; wer merkt bald, daß die Jugend schwindet, daß das Alter herankommt; unerwartet, mählich, in langsamen Schritten schleicht es sich an uns heran, und plötzlich ist es da und wir haben es doch so fern geglaubt; so ist es mit diesem argen Feinde; nicht wie ein offener Gegner, sondern wie ein schleichendes Gift sucht er uns zu schaden; wir können nicht angeben, was von gestern auf heut schlimmer geworden ist, aber wenn wir auf zwei Jahrzehnte zurückblicken und Vergleiche anstellen, dann merken wir, wie vieles sich gewandelt hat, wie unsicher wir geworden sind im Verkehr, wie scheu und zag wir für unser Recht eintreten, wie eng der Kreis unserer Freunde geworden ist.

Tröstlich wäre es, wenn wir uns sagen könnten: Dies alles leiden wir für unseren Glauben; das höchste Heiligtum eines Menschen ist die Ueberzeugung, die er in seinem Busen trägt, und für sie kämpfen, für sie dulden, ist süß, auch wenn Kampf und Leid selbst bitter sind. Und allerdings genießen wir bis zu einem gewissen Grade diesen Trost; ein Wort, das die einen uns mit Gewalt abzwingen, daß die anderen mit List und Betrug uns abschmeicheln möchten, gäbe uns einen Freibrief auf so viele Güter und Ehren, die uns jetzt versagt sind, und es bleibt immerhin ehrenwert, daß der Abfall zu den seltenen Ausnahmen gehört. Wenn wir die Wunden aufdecken, die an unseren Kräften zehren, so können wir auch die gesunden Säfte nicht außer Acht lassen, die in unseren Adern rinnen.

Aber die werbende Kraft unseres Glaubens wird beeinträchtigt und die Feindschaft gegen uns wird genährt dadurch, daß sich besonders in unserem Vaterlande, welches vorläufig noch der Mittelpunkt des modernen jüdischen Lebens ist, die jüdische Bevölkerung meist dem Handel zuwendet. Schon am Anfang unseres Jahrhunderts haben edle jüdische Männer die „Unterdrückung der einseitigen Neigung zum Handel" als einen wesentlichen Punkt in das Progamm der Erneuung des Judentums aufgenommen. Wir muten nicht demjenigen zu, der zu den Gipfeln der Wissenschaft aufstrebt, am Pfluge zu arbeiten und mit der Nadel zu hantieren; auch wer ein großes kaufmännisches Wesen mit Geschick zu leiten versteht, kann für sich und die Gesamtheit dadurch besser sorgen, als durch gewöhnliche Tagearbeit. Aber wer im Kleinkram seine Tage hinbringt, der würde redlicher und besser leben in schlichter Arbeit als in diesen Berufen, die doch auch der Verführung zur Unredlichkeit leichter preisgegeben sind. Wer im Handwerk sich auszeichnet, stiftet zweifellos Nutzen und entwaffnet den Neid und den bösen Sinn. Nach einem Jahrhundert ist dieser Punkt des sozialen Reformprogammes, das weise Männer aufgestellt haben, die Juden zur produktiven Arbeit zu führen, noch nicht erfüllt.

Wer kann leugnen, daß diese Einseitigkeit des Erwerbs, welche in entschiedenem Widerspruch mit den Grundschriften unseres Glaubens steht und allerdings in unduldsamen Zeiten uns aufgedrängt worden ist, weit mehr als das religiöse Bekenntnis den Haß weckt und nährt.

Und auch diejenigen, die am Judentum halten, wie wenig halten sie vom Judentum. Sehr viele werden in dem regelmäßigen Laufe des Daseins nur wenn sie Steuern zahlen daran erinnert, daß sie Juden sind. Wird diese kümmerliche Pflanze, als welche das Judentum in deutschen Gauen sich zeigt, das nächste halbe Jahrhundert überdauern? Früher schien es, als stände das orthodoxe Judentum in diesen Landen auf dem Aussterbeetat; aber diese Strenggläubigkeit, so sehr sie im Widerspruch zu stehen scheint mit den Ideen unseres Zeitalters, hat sich merkwürdig erholt; ihre Führer haben Ansehen in den engeren Bezirken ihrer Gemeinden und weit im Lande; auch der Gegner nennt ihre Namen mit Respekt; dagegen haben wir in aufgeklärten Kreisen oft nur gleichsam ein ausgestopftes Judentum, das, von der Ferne betrachtet, den Schein des Lebens gewährt, kommt man näher, so sieht man, daß es tot ist.

Vor Zeiten strömte z. B. die Gemeinde am Morgen und Abend alltäglich zum Gebet in die Gotteshäuser; es ist etwas Erhabenes, daß zweimal am Tage die Synagogen sich öffnen der betenden Gemeinde; die Form ist auch heute geblieben und es ist immerhin wichtig, daß sie erhalten bleibt; aber die hineinkommen, thuen es meist nur des Erwerbs wegen, und sie werden an vielen Orten nicht einmal von den Lebenden bezahlt. Was mögen nur die Andersgläubigen, die diese Veranstaltungen beobachten, von diesem durch das Geld organisierten Gottesdienst denken!

Wie stellen wir uns zu den Zehn Geboten! Wieviel andere Götter haben wir neben dem Einzig-Einen selbst in seinem heiligen Hause; selbst in dem Heiligtum stellen wir den goldenen Götzen auf und treiben Prunk und Putz und wollen unsern Willen durchsetzen statt uns zu vertragen und zu vereinen. „Sprich den Namen Gottes nicht zum falschen aus", sage nicht, daß du der Religion, dem Judentum dienst, wenn du deinem Eigensinn, deiner Laune oder gar deinem Hasse fröhnst. Wohin ist es mit der Heiligung der Sabbate und Feste gekommen! Es mag sein, daß einer im harten, heißen Lebenskampfe an diesen heiligen Tagen nicht völlig Rast halten kann; aber wird nicht neben der notwendigen auch die völlig entbehrliche Arbeit geleistet? Wird überall der völlig arbeitsfreie Abend geheiligt? Wird die religiöse Gemeinschaft im Gottesdienst gepflegt? So lächerlich und so traurig es ist: unter Juden giebt es hochgebildete Männer, die das Gotteshaus meiden, nicht weil sie das Gebet für entbehrlich halten oder aus sonstigen tiefern Gründen, sondern weil es für vornehm gilt, nicht in die Synagoge zu gehen. Wäre es nur zu machen, daß kein Nichtjude sie hinein oder hinaus gehen sähe, sie würden vielleicht kommen. „Ehre Vater und Mutter!" und sie treten mit Füßen, was den Eltern heilig ist.

Während der Feind an die Thore pocht, herrscht in den Gemeinden Zank und Streit, das armselige bischen Judentum ist ein Spielball des Ehrgeizes, und eine wichtige Sorge ist, daß nur keiner in die häßliche und schmutzige Küche hineinschaut, in der unsere religiösen Angelegenheiten präpariert werden. Meist wird es bei diesen Kämpfen des Ehrgeizes vergessen, daß es eigentlich unsere Religion ist, der alle unsere Verwaltungsinstitute dienen.

Wir sind auch gegen den Abfall viel zu konnivent und rücksichtsvoll. Jeder Fanatismus liegt uns fern und Höflichkeit ist eine vielleicht unentbehrliche Lebensform. Wir stimmen keineswegs ein in den leidenschaftlichen Ruf, den einst ein deutscher Dichter erhoben: „Pestörtern gleich flieh jenen Ort, wo neuer Glaube keimt; dort zieht man dir mit süßen Zangentönen aus tiefer Brust hervor das alte Herz, und legt dir eine Schlange dafür hinein.“ Aber es läßt sich doch etwas schärfer markieren, daß ein Treubruch stattgefunden hat, wie es jetzt geschieht. Unsere Väter haben um einen Abtrünnigen wie um einen Toten geklagt und getrauert. Zwei Brüder, beide hochgelehrte Männer, haben Jahrzehnte in einer Stadt gelebt, ohne sich zu sprechen, weil der eine die alte Fahne Israels verlassen hatte.*) Auch wer diese rigorose Strenge für eine Uebertreibung hält, wird doch die Gleichgiltigkeit tadeln, mit der vielfach in jüdischen Kreisen der Glaubenswechsel betrachtet war. Wie dem Landmanne der zur Pfingstzeit auf eine von Nässe und Kälte heimgesuchte Flur schaut, so wird uns trüb zu Mute, wenn wir auf die armselige Entfaltung des Judentums in unserer Mitte sehen. Wenn die Erstlingsfrüchte saftlos sind, dann fürchten wir, werden auch die Spätlinge nichts taugen. Sollen wir Licht verkünden, wenn es dunkel ist: Jeremias schilt diejenigen, welche die Augen verschließen vor schweren Schäden: „Sie möchten den Bruch dieses Volkes so leichthin heilen und sprechen: Heil, Heil und es ist kein Heil.“ Trotzdem wissen wir, daß das Licht des Sinai nicht erlischt, und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß auch diejenigen, die jetzt matt geworden sind, sich auf ihre Kraft besinnen und sich wieder kräftig regen werden im Dienste des Heiligtums. B. R.

Die Waffen nieder!

II.

Die geräuschvolle Methode, den Antisemitismus zu bekämpfen, hat in Oesterreich vollständig Fiasko gemacht. Man hat sich in Wien bereits überzeugt, daß man durch litterarische Polemik auch nicht einen einzigen Antisemiten bekehren kann, während oft durch taktlose Schreiber die Sache des Judentums kompromittiert wird. In früheren Jahren glaubte man jedesmal das Judentum „gerettet“ zu haben, wenn in irgend einem Blatte ein scharfer Artikel gegen den Antisemitismus veröffentlicht oder im Parlament eine zündende Rede gehalten wurde; man mußte aber gleich erfahren, daß der Tote sich sehr wohl befand.

Man thut den Antisemiten zu viel Ehre an, wenn man in ihnen blos Bethörte und Verirrte vermutet; man hat es einfach mit Leuten zu thun, die selbst von der Verlogenheit ihrer Behauptungen überzeugt sind, die es aber für gut finden, gegen die Juden ehrenrührige Behauptungen aufzustellen. Nicht weil sie in dem jüdischen Schrifttum irgend welche unmoralische Aussprüche gefunden haben, sind sie Judenfeinde geworden, sondern weil sie aus niedrigen Motiven wütende Judenfeinde sind, suchen sie im jüdischen Schrifttum nach Aeußerungen, die ihnen scheinbar Recht geben. Bei solchen Gegnern ist jedes Wort unnütz verschwendet.

Es ist dies eine sehr bequeme Methode und ein sehr billiges Vergnügen dazu, wenn sich Juden zusammenthun, um in jüdischen Zeitschriften — die selten ein Christ und noch seltener ein Antisemit liest — das Judentum zu verteidigen, oder in einem Verein, der nur von Glaubensgenossen besucht ist, den Antisemitismus zu bekämpfen. Wenn dadurch nicht die wirklich notwendige Abwehr vernachlässigt würde, so wäre dies ein unschuldiges Vergnügen. So aber, wie die Verhältnisse liegen, kann vor diesem Thun nicht genug gewarnt werden.

Der Antisemitismus stiftet nach zwei Richtungen hin großen Schaden an. In erster Reihe haben darunter viele Existenzen zu leiden; viele Glaubensgenossen, die sich sonst ehrlich und redlich ernähren konnten, sind durch die antisemitische Hetze in eine ökonomische Bedrängnis geraten. Es sind gerade die besten und ruhigsten Elemente unter uns, welche von dem Antisemitismus hart mitgenommen sind. Merkwürdigerweise sehen uns diejenigen Bezirksvereinsgrößen, welche in den Versammlungen so bitter über antisemitische Verfolgungen klagen, garnicht danach aus, als ob sie unter der antisemitischen Bewegung viel zu leiden hätten. Diejenigen, deren Existenz durch die Hatz erschüttert wird, sind entweder viel zu sehr von den täglichen Sorgen geplagt, als daß sie Zeit und Muße fänden, beim Glase Bier über den modernen „Rischus“ tiefsinnige philosophische Betrachtungen anzustellen und wie die Mirabeau der Bierstuben über die Bosheit der Judenfeinde zu wettern — oder sie sind viel zu stolz dazu, um ihr persönliches Leid aller Welt zu klagen; sie verbeißen einfach den Schmerz und ertragen ihn, so gut sie können. Hingegen ist es für gewisse Vereinsredner ein zu billiges Martyrium, mit dem Mißgeschick anderer zu posieren und große Worte zu machen.

In Berlin ist durch eine Regierungsverfügung eine Anzahl von jüdischen Lehrerinnen um das kärgliche Brot gebracht worden. Bisher haben wir blos Zeitungsartikel zu Gesicht bekommen und fulminante Reden gehört; aber es ist uns noch immer nicht gelungen zu erfahren, ob außer mehreren Protesten die doch weiter nichts als Schall und Rauch sind, irgend etwas geschehen sei, jenen armen Mädchen einen Ersatz zu bieten.

Die zweite verderbliche Richtung des Antisemitismus ist die Herabsetzung des Judentums, nicht etwa vor Christen, sondern vor Juden. Zu einer Zeit, in der das Judentum von seinen Bekennern gekannt war, hätte dies nicht die kleinste Gefahr für uns enthalten. Wie aber die Verhältnisse jetzt beschaffen sind, ist wohl die Gefahr vorhanden, daß viele Juden, von außen bedrängt und innerlich dem Judentum entfremdet, dem väterlichen Glauben den Rücken kehren.

*) Gemeint sind David und Paulus Cassel. Red.

Statt der Abwehrzeitschriften und Abwehrlitteratur, welche kein Christ liest und dem Juden wiederum wegen ihrer Fadheit ungenießbar sind, wäre es viel notwendiger, Zeitschriften und Bücher unter die Juden zu verbreiten, deren Zweck es wäre, über das Judentum und seinen geistigen Inhalt, über seine Geschichte und seine Bedeutung zu belehren. Freilich müßte dieses hohe Ziel ernst aufgefaßt werden, damit es nicht im Laufe der Zeit das werde, was leider Gottes alle unsere Institutionen geworden: eine hohle Mache. Es ist endlich an der Zeit, daß mit diesem Humbug aufgeräumt werde, daß sich jeder Jude dessen bewußt werde, daß nicht mit dem Spenden irgend einer beliebigen Summe zu Abwehrzwecken der Sache gedient sei. Jeder müßte sich selbst etwas mehr umschauen, um sich endlich zu überzeugen, welcher gefahrvollen Zukunft wir entgegen gehen.

Das Judentum muß nach Innen gestärkt werden. Es ist eine heilige Pflicht der wohlhabenden Glaubensgenossen, sich etwas mehr um ihre hart bedrängten Brüder zu kümmern, die bisher allein die Kosten des Kampfes zu tragen hatten. Nicht mit schönen Worten und mit lauten Protesten helfen wir unseren leidenden Glaubensbrüdern; diese Kampfmethode riecht nach modernem Gethue — unsere Vorfahren griffen bei solchen Anlässen in die Taschen, ohne viele Worte zu machen.

Andererseits muß auch die Verteidigung des Judentums unter seinen eigenen Bekennern gefördert werden. Nicht in einer Polemik gegen die Antisemiten, sondern in belehrenden Schriften, welche das Herz erwärmen und das Gemüt erheben.

Solche Ziele schwebten unserm unvergeßlichen, edlen Gabriel Rießer vor, als er, der bescheidene und liebenswürdige Vorkämpfer unserer Sache, für das Judentum einzutreten sich entschloß. In Wort und Schrift suchte er den gesunkenen Mut seiner Glaubensgenossen zu beleben, sie zur Ausdauer und zum Ausharren im Kampfe zu ermutigen, es jedem Juden als eine Ehrensache ans Herz zu legen, gerade jetzt, wo sie mitten im Kampfe stehen, die Fahne, für die wir bisher gekämpft, nicht zu verlassen. Andererseits gründete er Vereine, um alle diejenigen, denen der Kampf ums Dasein durch die judenfeindliche Bewegung erschwert geworden, wirksam zu unterstützen.

Die Waffen nieder! so weit es sich um den Kampf gegen die antisemitische Horde handelt, bei der die Bestie im Menschen zum Vorschein gekommen. Die Waffen hoch! wo es gilt, unseren Glauben, unser väterliches Erbe zu schützen; wo es gilt, unseren armen, notleidenden Glaubensbrüdern kräftig zu Hilfe zu kommen.

Aus dem Berliner Gemeindeparlament.

Die Tagesordnung der diesswöchentlichen Repräsentantensitzung war keine besonders reichhaltige. Nichtsdestoweniger kam es zu recht lehrreichen Auseinandersetzungen auf den verschiedensten Gebieten der Verhandlungen. Zu Beginn der Sitzung teilte Herr Landsberger mit, daß Herr Moritz Manheimer aus Anlaß seines 70. Geburtstages dem jüdischen Krankenhause ein Geschenk von 20 000 Mark überwiesen habe. Sodann gab er der Versammlung Kenntnis von zwei, in der Sache fast gleichlautenden Beschwerden. Zwei Mitglieder der Gemeinde, die am vergangenen Peßachfeste den Gottesdienst in der Lindenstraße besuchen wollten, konnten bei dem ungeheuren Andrang nicht in die Synagoge hineingelangen, obwohl beide Inhaber von Synagogensitzen waren. Auf erfolgte Beschwerde hat der Vorstand, wie Herr Justizrat Meyer mitteilte, beschlossen, an allen jüdischen Feiertagen, die mit einem Sonntag oder christlichen Feiertag zusammenfallen, zwei Gottesdienste abhalten zu lassen, und zwar soll der Eintritt zum zweiten Gottesdienst nur gegen Karten gestattet sein. Gegen diese letztere Maßregel wandten sich verschiedene der Herren Repräsentanten und betonten mit Recht, daß jedes Gemeindemitglied ein Anrecht habe auf Teilnahme am Gottesdienst, während solche Maßregeln nur ein Privilegium für die Begüterten schaffen würden. In der Sache selber sind solche Versuche zur Abhilfe nur kleinliche Notbehelfe und Palliativmittelchen für den Augenblick. Der Kern der Sache liegt tiefer. Der oft gerügte Mangel an Synagogen trägt die Schuld, daß selbst Leute, die ihr gutes Geld an die Gemeinde zahlen, am Feiertage keinen Platz finden können im Gotteshause, zu dessen Bau doch auch ihr saurer Schweiß mit beigetragen hat. Auf das einzige wirkliche und gründliche Mittel zur Beseitigung derartiger Uebelstände: den Bau von Synagogen in genügender Anzahl, kam merkwürdigerweise kein einziger der Herren. Erwähnen wollen wir noch, daß bei dieser Gelegenheit Herr Landsberger sowohl wie Herr Bodenstein wiederum gar bewegliche Klagen führten über schlechte akustische Verhältnisse. Und dabei sitzen die Herren noch unten im Saale!

Herr Prof. Lewin gab sodann die Anregung, über die Verhandlungen der Versammlung stenographische Protokolle aufnehmen zu lassen. Auch wundert sich Redner darüber, daß der Vorstand der Versammlung keine Kenntnis gebe von dem, was bei Gelegenheit des Ablebens des Baron Hirsch geschehen sei von seiten der Gemeindeverwaltung. Herr Justizrat Meyer erklärt sich für seine Person gegen die stenographische Aufnahme der Verhandlungen, ebenso Herr Dr. Weigert. Es ist für manche Herren gewiß unangenehm, wenn ihre Reden und Thaten derartig festgelegt und verewigt werden. Es mag manchmal fatal sein, wenn man z. B. bei Wahlen auf früher Gesagtes festgenagelt wird, aber der Gedanke einer stenographischen Fixierung ist dennoch, oder vielmehr gerade darum gar so übel nicht und sollte in ernste Erwägung gezogen werden.

Die Versammlung erklärte sich sodann einverstanden mit der Annahme einer Schenkung von 12,000 Mark, welche Frau Julie Neumann gelegentlich ihres 60. Geburtstages der Altersversorgungsanstalt gemacht hat. Dem Religionsverein Bene Berith wird für die Zeit vom 1. April bis 30. September 1896 eine Subvention von 1000 Mark bewilligt. Eine längere Diskussion entstand bei der Bewilligung einer Subvention für den Verein für jüdische Geschichte und Litteratur. Der Vorstand will nur eine solche in Höhe von 300 Mark bewilligen, während die Kommission auf 500 Mark anträgt. Sehr viel Sympathie scheint sonach der Verein an dieser Stelle zur Zeit nicht zu besitzen. Auch die Versammlung bewilligte nach längerer Diskussion gemäß dem Antrage des Vorstandes nur 300 Mark. Wir freuen uns über diese Subvention, finden sie jedoch um 300 Mk. zu hoch.

Für das russisch-jüdische Krankenhaus in Memel schlägt die Kommission in Uebereinstimmung mit dem Vorstand die Summe von — 50 (fünfzig!) Mark auf drei Jahre vor. Ueber diese „Sparsamkeit“ zeigte sich allgemeines Staunen, das sich in verwunderten Ausrufen Luft machte. Die Versammlung stimmte denn auch einem Antrage des Herrn Bodenstein zu, welcher die Subvention auf 100 Mark jährlich erhöhte. Diese Summe fanden unsere Vertreter der Würde und Größe der Berliner Gemeinde angemessen, sintemalen Herr Meyer den famosen Antrag auf Gewährung von nur 50 Mark mit der wörtlichen Bemerkung begleitete: „Es handelt sich ja nur um Russen, nicht um Deutsche.“ Jedes Wort eines Kommentars würde die Wirkung einer so zu Tage tretenden humanen Gesinnung des Herrn Meyer nur abschwächen können. Wir können es aber jetzt begreifen, warum Herr Meyer nicht wünscht, daß seine Reden durch stenographische Aufnahme der Nachwelt überliefert werden.

Für den Verein „Emser Heilquelle“ bewilligt die Versammlung die Summe von 150 Mark, gegen 75 Mark im Vorjahre, vermutlich weil diese Subvention die Deutschvolklichkeit des Herrn Justizrat Meyer nicht antastet. Schließlich entsendet die Versammlung an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Nuß Herrn Dr. Blumenthal in das Kuratorium der Adolph Reichenheim-Stiftung. Damit hatte die öffentliche Sitzung ihr Ende erreicht.

Noch ein Wort über die Litteratur-Vereine.

Wir erhalten folgende zwei Zuschriften, die wir der Reihe nach veröffentlichen:

Berlin, 6. Mai 1896.

I.

Sehr geehrter Herr Redakteur! Das Urteil, das Herr Dr. Bernfeld über die jüdischen Litteraturvereine in Ihrem Blatte gefällt hat, scheint mir doch recht ungerecht zu sein. Zugegeben, daß die Oberflächlichkeit und Mittelmäßigkeit häufig über Können und Wissen den Sieg davon trägt — ist denn das nur bei den jüdischen Litteratur-Vereinen der Fall? Wird nicht häufig selbst auf Universitäten darüber geklagt? Man soll daher nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und sich über das Gute freuen, das trotz alledem gestiftet wird. Es ist nicht zu leugnen, daß die Litteraturvereine viel dazu beigetragen haben, das Interesse an jüdischer Litteratur und Geschichte zu verbreiten, und namentlich auch auf Kreise zu wirken, die in religiöser Beziehung gleichgiltig waren. Natürlich ist eine Verbreitung ohne Verflachung nicht möglich, die Vertiefung wird folgen müssen. Diesen Lebensbedingungen unterliegt im Zeitalter der Demokratie die Wissenschaft des Judentums in gleicher Weise wie alle Wissenschaft.

Dr. Heinrich Meyer Cohn.

II.

Die Redaktion dieser Zeitschrift hatte die Freundlichkeit, mir einen Korrektur-Abzug obiger Zuschrift zugehen zu lassen. Da die Zeilen des Herrn Dr. Heinrich Meyer Cohn für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, so ist gewiß damit keine Indiskretion begangen worden, während ich dankbar die Gelegenheit benutzen kann, sowohl auf die oben gehörten Einwürfe, als auf solche, die mir von Freunden und Gesinnungsgenossen gemacht worden sind, in wenigen Worten zu antworten. Eine ausführliche Charakterisierung der Litteratur-Vereine behalten wir uns für eine andere Zeit vor.

Vor allem möchte ich der Meinung entgegentreten, als ob wir den Vereinen an sich Schaden zufügen wollten. Im Gegenteile gebe ich gerne zu, daß das Ziel, die jüdische Litteratur beim großen Publikum populär zu machen, ein sehr löbliches sein kann. Nur stößt uns die geschäftsmäßige Ausschlachtung dieser Idee zurück. Es wird Herrn Dr. Cohn vielleicht unbekannt sein, welche Form die Berliner Macher der Sache gegeben. Zwei Litteratur-Reisende flicken sich mit Anbruch der Winter-Saison aus altem abgeleiertem Zeug einen „Vortrag“ zusammen. Diese Vorträge werden fleißig memoriert, und nun beginnt die Fechtreise. Der eine absolviert die größeren, der andere die kleineren Städte. Wenn dies geschäftliche Unternehmen als solches gelten würde, so hätte kein Mensch etwas dagegen einzuwenden. An schlechte Ware sind wir so ziemlich gewöhnt, und ich gehöre nicht zu denjenigen Sozialpolitikern, die bei jeder Gelegenheit die Klinke der Gesetzgebung in Bewegung setzen wollen, um das Publikum vor der Gefahr, „angeschmiert“ zu werden, zu schützen; Sache des verehrlichen Publikums ist es, selbst die Augen offen zu halten. Aber wenn sich die Mache als „Rettung“ der Judenheit ausgeben und ihre Leistungen dem Publikum im Namen des Judentums anbieten will — da müssen wir fragen, was das Judentum thatsächlich dabei gewinnt. Mit dem Sechsdreier-Enthusiasmus, an dem sich andere, nüchtern angelegte Naturen berauschen, kann uns nicht gedient sein. Möge Herr Dr. Cohn gelegentlich solche Vereinsabende selbst besuchen; ich hoffe, er wird mir dann Recht geben. Da darf keine Rücksicht genommen werden; sind die Litteratur-Vereine an und für sich ein löbliches Unternehmen, so werden sie erst recht gedeihen, wenn es uns gelingt, die Zweigvereine in der Provinz zu bewegen, die Reiseonkel aus Berlin mit ihren faden Redensarten und Witzchen zurückzuweisen. Gelingt uns dies nicht, nun dann verdienen sie nichts besseres.

Da mir der Raum knapp zugemessen ist, muß ich vorläufig schließen. Aber noch ein Histörchen, welches den ganzen Rummel am trefflichsten illustriert, muß ich zur Erbauung der geschätzten Leser zum besten geben. Die guten Seelchen der Litteratur-Vereine gleichen nämlich dem Geist, den sie begreifen. Als hier der erste Artikel gegen diese „Bewegung“ erschienen war, steckten sie brav die Köpfe zusammen, um zu beraten, was zu thun sei. Der erste Einfall war natürlich — beim Verleger dieses Blattes dahin zu wirken, daß mir die Spalten der „Allg. Israel. Wochenschrift“ verschlossen würden. Von diesem Vorhaben kam man ab, als bekannt wurde, daß die Redaktion dieses Blattes nach jeder Seite unabhängig ist. Aber man war entrüstet. „Man kann doch nicht alle Welt einladen, Vorträge zu halten,“ meinte ein Achtgroschen-Gelehrter vom Litteratur-Verein. D. h. also, wenn man gegen den Verein schreibt, so hat man den Ehrgeiz, in seinem Kreise Vorträge zu halten! Bald darauf erschien hier eine „Verteidigung“ der Litteratur-Vereine, und man muß zugeben: unbescheiden sind die Herren nicht, denn selbst eine Verteidigung, die allerhand Unannehmlichkeiten enthielt, machte ihnen

Freude. Einer von der Firma Krapülinski und Waschlapski fragte nun den Verteidiger sogleich, ob er nicht als Honorar einen Vortrag annehmen möchte! Es thut mir leid, aber Herr Dr. Cohn, den wir alle hochschätzen, wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn er bald ebenfalls mit einer Einladung beehrt werden sollte, im Litteratur-Verein einen Vortrag zu übernehmen. Dr. S. Bernfeld.

Die Rabbinatsprüfung in Elsaß-Lothringen.

Von Rabb. Dr. M. Aschkanaze, Straßburg (Elsaß).

Zu Nr. 17 dieser geschätzten Zeitung werden über die Rabbinatsprüfung in Elsaß-Lothringen die Plaudereien eines unus pro multis in Uebereinstimmung mit einem civis als Eingesandt an die „Straßburger Post“ wiedergegeben mit der Schlußbemerkung, ob das Konsistorium auf diesen „Rippenstoß“ reagieren wird. Ich bin nicht Konsistorialmitglied, bin auch von dieser israelitischen Kirchenbehörde in keiner Weise abhängig, sondern habe meinen Stand und meine Existenz einzig und allein der hohen Kaiserlichen Landesregierung zu verdanken, die mir mein volles Rabbinergehalt und den Rabbinertitel für lebenslang gelassen. Dies vorausgeschickt, glaube ich berechtigt zu sein, für diese meine Zeilen die Annahme gänzlicher Unparteilichkeit zu beanspruchen.

Nach dem Durchlesen der Wiedergabe der vorerwähnten Raisonnablements als Eingesandt in der hiesigen „Post“ bin ich aber zur Einsicht gelangt, daß, wenn diese Anzapfungen als Rippenstoß gelten sollten, dieser Hieb auf die Einsender zurückfällt, indem ihr Raisonnieren zeigt, daß man wohl ein guter civis, vielleicht auch ein gesetzestreuer, aber dabei nicht immer ein gesetzeskundiger Bürger ist. Der „unus pro multis“ wiederum beweist die Wahrheit des von unseren Dezisoren angenommenen Grundsatzes אטו כולא עלמא דיני גמירי den multis, der Menge darf man Gesetzeskunde nicht zuschreiben. Zur Klarlegung unserer Angaben möge hier das Gesetz selber sprechen.

Artikel I der Satzungen für Zulassung zum Rabbinertitel lautet in wörtlicher Uebersetzung: Es giebt zwei Rabbinergrade, nämlich: 1. morenu, Gesetzesgelehrter, gewährt die Fähigkeit als Gemeinderabbiner zu fungieren. 2. Höherer Grad: morenu harab (rabbin-maître — hochgelehrter Rabbiner), gewährt die Fähigkeit als Ober-Rabbiner im Bezirkskonsistorium oder im Zentralkonsistorium zu fungieren. Die als Oberrabbiner diplomierten können für die Stellen der Gemeinderabbiner sich melden.

Artikel II stellt als Bedingungen, von den Rabbinatskandidaten I. Grades gefordert, fest: 1. Die Grundlehren der hebräischen Sprache. 2. Die Bibel. 3. Die Grundlehren des Talmuds, die täglich in Anwendung kommen. 4. Die Auszüge von Alfasi. 5. Die Auszüge von Maimonides (Jad hachasakah). 6. Tur und Schulchan-Aruch (Karo). 7. Die Grundlehren der Landessprache. (Gesetz 31. März 1872 § 1 und 4). 8. Elementarlehre der lateinischen Sprache. 9. Die jüdische Geschichte, sowohl die alte als die neue. 10. Die doktrinären Beschlüsse des Großen Landessanhedriums.

Von den Rabbinatskandidaten höheren Grades wird nach Artikel III gefordert: 1. Die geforderten Kenntnisse des Aspiranten ersten Grades. 2. Außer den Kenntnissen, vorgeschrieben im Artikel II, ad 8, 9 und 10, die griechische und lateinische Sprache. 3. Rhetorik. 4. Philosophie. 5. Die alte und neue Geschichte.

Artikel IV beschäftigt sich mit dem Examen und der Zulassung des Aspiranten. Er lautet: Die Rabbinatsaspiranten werden in der Zentralschule von Metz examiniert. Jeder Aspirant, des ersten oder des zweiten Grades, muß mindestens 25 Jahre alt sein. Diejenigen, die ihre Studien außerhalb der Zentralschule gemacht haben, sind gehalten außerdem vorzulegen: 1. ein Führungsattest seitens des Bürgermeisters ihres Wohnortes und mit einem Visum des betreffenden Bezirkskonsistoriums versehen; 2. Atteste über die Dauer ihrer zurückgelegten Studien im Religiösen sowohl als im Profanen, es sei an öffentlichen Universitäten oder bei Privatlehrern. Nachdem die Professoren der Zentralschule die Ueberzeugung gewonnen, daß die Rabbinatsaspiranten die gewünschten Kenntnisse besitzen und den in diesem Reglement vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen, händigen sie denselben die Fähigkeitsatteste ein, es sei als Rabbiner oder als Oberrabbiner. Nach Einsicht der Fähigkeitsatteste und der übrigen dazu gehörigen Schriftstücke übergiebt das bezügliche Bezirkskonsistorium den Aspiranten des betreffenden Bezirkes das Rabbinatsdiplom ersten Grades. Die Aushändigung der Diplome höheren Grades oder Ober-Rabbiner-Diplome ist Sache des Zentralkonsistoriums, welches ebenfalls nach Einsicht der Fähigkeitsatteste und der dazu gehörenden Schriftstücke erfolgt.

Dieses, Paris, 15. Oktober 1837 datierte und vom Staatssekretär für Kultus gezeichnete Reglement hat inbezug der Rabbiner-Befähigung und über den Nachweis darüber bis heute keine Veränderung erlitten, es ist auch durch die Kaiserl. Ordonnanz vom 25. Mai 1844 nicht modifiziert, vielmehr durch die Artikel 12, 19, 39 und 47 derselben Ordonnanz bestätigt worden. Danach kann nur derjenige als Rabbinatskandidat im Reichslande auftreten, der von einem reichsländischen Konsistorium mit einem Rabbinatsdiplom versehen, oder von derselben Behörde als dazu befähigt erachtet. Selbst zur Zeit als die Rabbiner-Zentral-Schule in Metz noch existierte, war derjenige Aspirant, der vom dortigen Professoren-Kollegium ein Reifezeugnis erlangt, noch nicht berechtigt, als Rabbiner aufzutreten, solange das Konsistorium demselben das Diplom nicht erteilt. Dazu kommt noch, daß im Gesetze ausdrücklich vorgesehen ist, auch diejenigen zum Examen, bezw. zur Erreichung eines Befähigungsattestes beider Rabbinatsgrade zuzulassen, die ihre Studien nicht an öffentlichen Instituten, sondern privatim getrieben. Wie erklärt sich der „civis“, der einem Oberrabbiner wegen seiner Seelsorge u. s. w. die Befähigung als Rabbinats-Examinator kurzweg abspricht, während das citierte Gesetz dem Ober-Rabbiner von Metz, der nach dem Reglement der Rabbiner-Zentralschule, dem Ministerialbeschluß vom 21. August 1829 beigefügt, Sektion IV 22 und 23, die Seele der s. Z. florierenden Rabbinerschule war, eine der größten Seelsorge auf seinen Schultern trug, dennoch die Berechtigung erteilt, nicht nur das Examen der Zöglinge der Metzer Rabbinerschule, sondern auch der fremden jungen Leute, die er bis dahin nicht kannte, zu leiten. Wohl

heißt es im Gesetze „Les professeurs“ = „die Professoren“ in Mehrzahl. Aber der Ober-Rabbiner als Präsident hatte bekanntermaßen die Aufsicht über den Prüfungsakt, hatte auch als Vorsitzender das Recht, in allen Fächern einzugreifen und Fragen an den Prüfling zu stellen. Wie kommt es nun, frage ich nach dem civis, daß das Gesetz einem Oberrabbiner, dazu einem vielbeschäftigten, als Ober-Kommissär beim Examen zuließ? Dazu noch gegenüber fremden Examinanden, die ausschließlich zur Prüfungszeit vor den viel zu beaufsichtigenden Ober-Rabbiner erschienen waren! Oder weiß der civis nicht, daß dieser Prüfungsmodus nicht nur bei den vielgeschmähten Rabbinatsprüfungen in Elsaß-Lothringen, sondern auch an allen höheren Lehrinstituten Usus war und heute noch ist, daß wildfremde Kandidaten sich höheren Professoren vorstellen, Examinatoren, die ganz besonders vielbeschäftigt sind, um sich von ihnen examinieren zu lassen. Oder ist es uni (hoffentlich nicht עני ברעת) pro multis wirklich so unfaßlich, daß drei Ober-Rabbiner, die das Recht, als Lehrer an einer Rabbinerschule — facultas docendi — zu fungieren, schon längst erworben, nunmehr als höchste Kirchenbehörde und oberste israelitische Landesgeistlichkeit fertig bringe, in der Dauer von fast einer Woche einem Rabbinatsaspiranten so viele Themata zur Ausarbeitung und so viele Fragen zur Beantwortung vorzulegen, aus deren mündlichen und schriftlichen Lösung die Fähigkeit des Prüflings auch jedermann, der sich mit theologischen Studien ein wenig befaßt, und nicht nur drei vielbeschäftigte Ober-Rabbiner, ersehen muß? So hat jüngst ein Kandidat vor dem examinierenden Ober-Rabbiner-Kollegium eine sehr interessante Abhandlung über חשד משום מראית עין = „Verdacht dem Scheine nach“ im Talmud unter Klausur schriftlich ausgearbeitet. Selbstverständlich bildete diese, wie man mir aus autoritativer Quelle mitteilt, recht wertvolle Arbeit, nur einen Bruchteil der Prüfungsobjekte.

Thatsächlich sind vor einigen Jahren drei Kandidaten bei der Prüfung durch die drei schwer belasteten Ober-Rabbiner durchgefallen und mußten sich später einer zweiten Prüfung unterziehen, die sie auch bestanden. Thatsache ist es ferner, daß man jetzt in Elsaß-Lothringen von den Rabbinats-Aspiranten noch mehr als das Gesetz es vorschreibt — wie figura zeigt — verlangt, indem man an dieselben die Bedingungen höheren Grades stellt, trotzdem sie in der Regel als Lokal-Rabbiner vorerst angestellt werden.

Sämtliche Aspiranten, die sich den drei vielbeschäftigten Oberrabbinern zum Examen vorstellen, haben das Gymnasium absolviert, die Vorbereitungs-Rabbinerschule in Colmar meistenteils besucht, und durch die vorgelegten Zeugnisse die Bedingungen im citierten Gesetze Artikel II 1, 2, 3, 7, 8, 9 und Artikel III 2 und 5 von vornherein erfüllt. Ebenso durch den Besuch der Universität und teilweise auch der Seminare entsprechen dieselben den Vorschriften von 3 und 4 vom Artikel III. All' die übrigen im erwähnten Gesetze sich vorfindenden Bedingungen können durch keine besseren Examinatoren zur Geltung gebracht werden, als durch drei vielgeplagte Oberrabbiner, die sich zusammenthun und einen Rabbinatsaspiranten, wenn auch nur während der Dauer einiger Tage, gründlich vornehmen. Wenn dann der Examinandus nicht genügend seine Themata versteht, so ist er nicht zu beneiden, wenn er auch die Lust zum Räsonnieren und den Mut eines civis besäße. Ich unterschreibe mich nicht mit unus pro multis, stimme aber auch nicht mit dem civis überein, sondern wünsche vielmehr, daß die Rabbinatsaspiranten sämtlicher in Deutschland existierender Seminare, bevor sie zur Uebernahme eines Rabbineramtes berechtigt werden, sich einem Examen vor einem aus drei Mitgliedern bestehenden Rabbiner-Kollegium, das dem Lehrkörper des betreffenden Seminars nicht angehört, unterziehen mögen. Es wird sich dann wohl zeigen, ob alle, die das Seminar 7—10 Jahre besucht haben, wirklich fähig sind, Rabbiner zu sein. Zur Beruhigung des um die Ueberlastung der drei verschiedenen Oberrabbiner so sehr besorgten civis möge hier mitgeteilt werden, daß eine derartige Einrichtung, wie ich sie für ganz Deutschland wünsche, in Holland, wo unter den Auspizien des konservativen und sehr gelehrten Oberrabbiners Dr. Dünner in Amsterdam ein Rabbinerseminar, aus dem auch Lehrer für Volks- und Mittelschulen hervorgehen, besteht, bereits längst eingeführt ist. Das Seminar dort stellt nicht ohne weiteres Diplome aus, sondern die Aspiranten melden sich zur Prüfung, zu der seitens des Konsistoriums Delegierte, meistens außerhalb des Seminars, mit Ausnahme des Herrn Oberrabbiners, der sprichwörtlich überlastet und dennoch zugegen ist, berufen werden. Was also hier in Straßburg geschieht, geschieht auch in dem gelobten Lande Holland.

Was der unus unter dem „manches störende in den Kanzelreden“ meint, weiß ich nicht. Daß die älteren Rabbiner hier viel geläufiger französisch als deutsch sprechen, ist ganz natürlich, und sogar im hohen Ministerium findet man dies sehr begreiflich, aber durchaus nicht störend. Hingegen muß das jeder Israelit recht störend finden, durch ein öffentliches Räsonnieren das Ansehen der israelitischen Kirchenbehörden von Ober-, Unterelsaß und Lothringen, die ihre geistlichen Vertreter zur Vornahme der Rabbinatsprüfungen entsenden, wie auch die Achtung vor den jungen Rabbinern, die auf Grund jener bestandenen Prüfung ein Amt erhielten und fungieren, zu schwächen und herabsetzen zu sehen. Das Reichsland ist der **einzige** deutsche Bundesstaat, Baden und Württemberg nicht ausgenommen, in dem der israelitische Kultus den anderen Kulten vollständig de jure et de facto gleichgestellt ist. Es ist daher ein Brudermord, wenn wir Israeliten selbst daran rütteln wollten. Ein von der Kaiserlichen Regierung anerkanntes israelitisch-theologisches Institut, gleich jener staatlichen Rabbiner-Zentral-Schule ist in Deutschland nicht vorhanden. Die israelitischen Hochschulen in Berlin und in Breslau können dem hiesigen Landesgesetze gegenüber nur als Privatinstitute betrachtet werden. Sämtliche aus jenen Seminarien hervorgehenden Kandidaten müssen, sollen sie als Bewerber auf ein reichsländisches Rabbinat auftreten können, hier im Reichslande einer Prüfung sich unterziehen und vom Konsistorium ein Rabbinatsdiplom aufweisen. Da nun „les professeurs“ in Metz nicht mehr existieren, und die in Paris für das Reichsland nicht mehr in Betracht kommen, so haben die geistlichen Mitglieder aller drei Bezirks-Konsistorien, die seit 1872 in religiöser Beziehung die Befugnisse des Zentralkonsistoriums erhalten haben, beschlossen, die Rabbinats-

prüfungen selbst vorzunehmen, welcher Beschluß auch regierungsseitig bestätigt wurde (Landesherrliche Verordnungen vom 22. Juli 1872).

Wochen-Chronik.

Berlin, den 12 Mai.

— **Lehrerelend.** Einem hiesigen Blatte wird unterm 10. d. M. aus Diepholz telegraphiert: „In der hiesigen Synagoge hat sich heut Nacht der jüdische Lehrer Höxter erschossen. Als Beweggründe gelten Nahrungssorgen und ein schlechtes Verhältnis zur Gemeinde.“ — Dieser Schuß wird, wir hoffen es, den entsprechenden Widerhall in jüdischen Lehrerkreisen finden.

— **Treitschke.** Der Nachruf, dén wir auf den verstorbenen Historiker gebracht, ist der antisemitischen Presse in die Glieder gefahren und hat sie in ein Wutgeheul ausbrechen lassen, das sich in den Spalten jener Blätter, die von Schmähung und Beschimpfung leben, recht sonderbar ausnimmt. Als ob ein Jude nicht eine Katze eine Katze und einen Hasser einen Hasser nennen dürfte, nennen müßte. Nicht um uns vor dem antisemitischen Preßgelichter zu rechtfertigen, sondern um unseren Aufsatz zu ergänzen, lassen wir einen Christen über den Verstorbenen sprechen. In der Frankf. Ztg. schreibt Dr. M. Schwann:

„Der einseitigen Natur des starken Mannes, dessen Wirken nicht denkbar ist ohne rechtschaffenen Haß und tiefen Ekel, zollte Treitschke einen noch weit aufregenderen Tribut durch seine Schrift: „Ein Wort über unser Judentum“, welche 1880 erschien. Unter den vielen Entgegnungen, welche diese Schrift hervorrief, befand sich auch eine des Berliner (Straßburger) Geschichtsprofessors Harry Breßlau, welchem Treitschke in den preußischen Jahrbüchern eine Antwort zuteil werden ließ. Er betonte hier abermals: „Wir wollen nicht, daß den Jahrhunderten germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge.“ Er rät den Juden, wie schon früher, sich lediglich als deutsche Bürger israelitischen Glaubens zu fühlen. Dieser Rat erscheint um so naiver, als für Treitschke die Geschichte ein „erbarmungsloser Rassenkampf“ war .... Fürchtete er den Orientalismus einer gewissen Klasse von Juden, so hätte er nur bedenken sollen, daß eine tiefer stehende Kultur und Gesittung nur da in einem zivilisierten Lande Boden zu fassen vermag, wo die heimische Kultur selbst Rückständigkeiten und Verfallsmomente aufweist, und daß unser deutsches Bauerntum zumal mit den geistigen und technischen Waffen, welche ihm Staat und Gesellschaft der jüngsten Vergangenheit überlieferten, den Anforderungen der modernen Zeit nicht mehr gewachsen ist, hätte ihm jeder Blick in die statistischen Tabellen der Landwirtschaft offenbaren können. Nein, aus rechtschaffenem Haß und tiefem Ekel flossen die Argumente Treitschkes in dieser wie in so mancher Frage. „Die deutsche Judenfrage,“ meinte er, „wird nicht eher zur Ruhe kommen, das Verhältnis zwischen Juden und Christen sich nicht eher wahrhaft friedlich gestalten, als bis unsere israelitischen Mitbürger durch unsere Haltung die Ueberzeugung gewinnen, daß wir ein christliches Volk sind und bleiben wollen.“ Ob diese conservative Beteuerung mit seiner Anschauung, daß eine spätere Zeit erst die reinere Form des Christentums bringen werde, noch im Einklang steht, überlassen wir andern zur Entscheidung. Die Christlichkeit, welche noch nicht da ist, kann doch unserem Gefühl nach nicht als Trumpf ausgespielt werden gegen die Bedrohung christlicher Gesittung durch das Judentum. ... „Nichts ist gefährlicher für das kindliche Gemüt, als die inhaltlose Phrase“ — sagt Treitschke selbst.“ —

Der Vollständigkeit halber sei noch mitgeteilt, daß im „Börsen-Courier“ der Antisemitismus Treitschkes in Abrede gestellt wird. Das Blatt erzählt: „Im Jahre 1894 gab ein rheinischer Schriftsteller, Joseph Schrattenholz, eine Anthologie über Juden und Judentum aus der Weltlitteratur unter dem Titel „Antisemitenhammer“ heraus. In diesem Werke bildet die Rubrik „Zeitstimmen über den Antisemitismus“ den wichtigsten Teil. Für diese Zeitstimmen erbat sich der Herausgeber von den angesehensten Gelehrten und Schriftstellern der Gegenwart ihre Urteile über die Juden. Er schrieb auch an Treitschke. Und dieser sandte ihm — dies war im Jahre 1894 — nur die folgenden Exzerpte aus seiner im Jahre 1879 erschienenen Schrift „Ein Wort über unser Judentum“. „Es wäre sündlich zu vergessen, daß sehr viele Juden, getaufte und ungetaufte, Felix Mendelssohn, Veit, Rießer u. a. — um der Lebenden zu geschweigen — deutsche Männer waren im besten Sinne des Wortes. — Unser Zeitungswesen verdankt jüdischen Talenten sehr viel. — Von einer Zurücknahme oder auch nur Schmälerung der vollzogenen Emanzipation kann unter Verständigen garnicht die Rede sein. Heute haben die wirklich bedeutenden und gesunden Talente unter unseren jüdischen Künstlern und Gelehrten längst eingesehen, daß sie nur auf den Bahnen deutschen Geistes Großes erreichen können. Und sie handeln danach. — Unsere Sorglosigkeit und Schwerfälligkeit könnte von den wirtschaftlichen Tugenden des jüdischen Stammes manches lernen!“ — Mit Emphase fügt das Blatt hinzu: „Das ist Treitschkes Urteil über das Judentum im Jahre 1894!“ Wer jedoch die genannte Schrift ganz liest; wer da weiß, daß in dem nämlichen Jahre 1894 der 5. Band von Treitschkes Geschichte Deutschlands erschienen ist, in welchem der Historiker Juden und Judentum mit Invektiven schlimmster Art überhäuft, der wird ohne Emphase, aber nicht ohne Resignation jenem Berichte hinzufügen: Das ist die Urteilslosigkeit eines liberalen Blattes im Jahr 1896!

— **Die „wesentlichen Punkte“.** Unter dem Stichworte „Abgewiegelt“ teilten wir in der vorigen Nummer mit, Oberlehrer Dr. Pick in Erfurt habe erklärt, die auch von uns gebrachte Darstellung seiner Einführung ins Amt sei in wesentlichen Punkten unrichtig. Wir erlaubten uns nach dem Wesen dieser „wesentlichen Punkte“ ausdrücklich zu fragen, und sind heute in der Lage, die Antwort hierhersetzen zu können: „Dr. Zange hat nur Gelegenheit genommen, sich in ungefähr folgender Weise zu äußern: Er habe die Schüler an ihre Pflicht des Gehorsams gegen den neuen Lehrer erinnert, habe dann auch dem Herrn Pick seine Pflichten vorgehalten, und da sei naturgemäß auch eine Klarstellung des religiösen Lebens erfolgt. Die Erziehung solle nach den Instruktionen keine andere sein, als eine christliche. Angesichts dieser Instruktion, wie des schreienden Mißverhältnisses, daß Kindern christlicher Eltern

Juden als Erzieher gesetzt werden, sei es Pflicht, öffentlich zu erklären, daß diese Forderungen in diesem Falle aufgehoben seien, ja, daß von dem Herrn Pick erwartet werde, daß er sich jeder religiös-sittlichen Beeinflussung der Schüler, soweit das überhaupt möglich sei, aufs gewissenhafteste enthalte." — Wir haben unsre Darstellung in Nr. 18 noch einmal durchgelesen, und nachdem wir sie noch einmal gelesen, müssen wir noch einmal fragen: Wo sind hier die „wesentlichen Punkte", die in jener Darstellung unrichtig sein sollen? Diese Berichtigung zeigt ja ein noch viel grelleres Bild als jener erste Bericht!

— **Antisemitismus in den Badeorten.** Die Erfahrungen der letzten Jahre lehren uns, daß der feine wie rüpelhafte Antisemitismus leider auch in eine Reihe von Badeorten getragen worden ist. Jüdische Kurgäste haben in geradezu beschämender Weise unter den Ungezogenheiten und Widerlichkeiten dieser Bewegung zu leiden gehabt, so daß wir es als eine Pflicht erachten, auf Badeorte aufmerksam zu machen, die diese traurigste aller Sportarten mitmachen. Wir sind sonst keine Freunde des Boykotts, aber man kann es keinem Juden verdenken, wenn er Orte meidet, wo er, statt die erhoffte Erholung zu finden, nur Gehässigkeiten und Beleidigungen ausgesetzt ist. Wir werden diese Orte nachdrücklichst an den Pranger stellen und bitten alle Leser, uns in diesem Vorhaben mit zuverlässigem Material zu unterstützen. Durch und durch antisemitisch sind: Borkum, Zingst, Gehlsberger Mühle bei Oberhof in Thüringen, Juist, Zinnowitz. Einzelne Beschwerden liegen vor über: Saßnitz und Binz.

— **Die Krönung des Zaren.** Am Ende wird die Judenschaft in Rußland bei der Zarenkrönung doch noch offiziell vertreten sein. Im Laufe des vorigen Monats schickte der Gouverneur von Kischinew zu dem Rabbi Abraham Kotlawker und zeigte ihm ein Telegramm der Regierung in Petersburg vor, welches ankündigte, daß er und zwei andere Rabbiner zur Krönung eingeladen werden würden. Rabbi Kotlawker wurde wahrscheinlich deshalb gewählt, weil er an den Beratungen der letzten Rabbiner-Kommission, die in Petersburg (auf Veranlassung der Regierung) zusammentrat, in hervorragender Weise beteiligt war. Der verstorbene Zar verlieh ihm sogar die — Ritterwürde. Das wäre also die offizielle Vertretung der Juden. Ferner hat aber eine jüdische Gemeinde in Kaukasien um die Erlaubnis gebeten, eine Deputation mit einem etwas merkwürdigen Geschenk senden zu dürfen; das Geschenk besteht in einer Tafel mit den Zehn Geboten und einem gleichfalls auf der Tafel befindlichen Gebet für den Kaiser. Reuters Bureau meldet: Drei Rabbiner, einer von Petersburg, einer von Moskau und einer von Warschau werden den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau als Vertreter der Judenschaft beiwohnen. In dieser Meldung ist aber von Rabbi Abraham Kotlawker nicht die Rede.

— **Ueber die Zahl der Juden auf der Erde** zerbrechen sich unsere Gegner ihre würdigen Köpfe; sie vermeinen selbst in renommierten Werken nur unzuverlässige Angaben zu finden. So stehe beispielsweise in der letzten (XIV.) Auflage des Brockhausschen Konversations-Lexikons unter Juden am Schlusse eines längeren Aufsatzes eine statistische Zusammenstellung der gegenwärtigen jüdischen Bevölkerung der Erde wobei die Anzahl derselben nach Ländern geordnet ist. Unter anderen werden für Abessynien und Marokko je 200,000 geführt, also für diese beiden afrikanischen Länder allein schon 400,000 Juden. Die genannten Blätter fügen nun hinzu: Ganz abgesehen davon, daß diese Ziffer entschieden zu niedrig gegriffen sind, denn in Marokko sollen über 250,000 und in Abessynien gegen 300,000 Juden wohnen, steht in der in diesem Aufsatze an letzter Stelle befindlichen Rekapitulation nach Erdteilen für Afrika die Gesamtanzahl der Juden mit nur 350,000 angegebenen (also 50,000 weniger als obige Länder allein), welche Zahl, wie aus der darunterstehenden Addition zu ersehen, kein Druckfehler sein kann. Es werden nämlich (für das Jahr 1892) angegeben: für Europa 5,415,000, Asien 310,000, Afrika 350,000, Amerika 250,000, Australien 120,000, in Summa also 6,337,000 Juden. Diese Summe ist ganz bedeutend zu niedrig. Nach anderen Quellen beläuft sich die Gesamtzahl der heutigen Juden auf über 8 Millionen, d. h. auf weit mehr, als das jüdische Reich zur Zeit seiner höchsten Blüte je besessen. Die oben angegebenen Zahlen dürften für Europa und Australien annähernd richtig sein. Für Amerika sind 250,000 viel zu wenig. New-York hat allein gegen 300,000, Chicago über 100,000 Juden; auch in vielen anderen Städten der Union giebt es große jüdische Gemeinden. Die Anzahl der Juden in Surinam (Holländisch Guyana) und in Argentinien ist ebenfalls bedeutend. Auch die Zahlen für Asien und Afrika sind viel zu niedrig, für letzteres dürften 800,000 angenommen werden. Für Ost-Indien giebt Brockhaus im ganzen 1000 Juden an, obwohl allein in der Präsidentschaft Bombay etwa 4000, in Cochin (an der Malabarküste) über 2000 leben. In der asiatischen Türkei (inclusive Arabien) und in Persien leben mehr Juden, als Brockhaus für ganz Asien anführt. — Woher diese Blätter ihre Wissenschaft haben, das verraten sie nicht.

— **Ruhestörungen in Persien.** Schah Nasr-Eddin wurde, wie allgemein bekannt, am 1. d. M. von einem zur Sekte der Babisten gehörigen Fanatiker ermordet, und sein jüngerer Sohn Mussafer-Eddin wurde als sein Nachfolger proklamiert, da Massud Mirza, der ältere Sohn, dessen Mutter keine Prinzessin von kaiserlichem Geblüte war, nicht zur Thronfolge berechtigt erschien. Ein Thronwechsel in Persien ist stets von größeren oder geringeren Ruhestörungen begleitet. So fanden denn auch arge Exzesse in Schiras statt, bei denen große Warenvorräte geplündert wurden. In der Nähe dieser Hauptstadt der Provinz Farsistan versuchte es am 3. d. M., abends, ein Haufe von Räubern, die Judenquartiere zu plündern, die Juden waren auf ihrer Hut und vertrieben von den Dächern herab die Räuber mit Steinwürfen.

— **Russen, Abessynier und Juden.** Seitdem die Italiener sich im Hochlande von Habesch festzusetzen suchen, haben die Russen auf einmal mit bewunderungswürdiger Phantasie ihr Herz für die Abessynier entdeckt und herausgefunden, daß diese eigentlich ihre Glaubensgenossen sind. Darin liegt, wie eine vornehme Londoner Wochenschrift richtig bemerkt, eine köstliche Ironie. Was nämlich die abessynische Religion nicht der armenischen, koptischen und syrischen Kirche verdankt — und

alle drei sind ja in den Augen der Russen schismatisch — das entlehnt sie direkt von den Juden. Inderthat ist es erst ein paar Jahre her, daß Negus Menelik bei dem verstorbenen Zaren Protest erhob gegen die Verfolgungen, denen die Juden in Rußland unterworfen waren, und in diesem Protest nannte er sich selbst einen Abkömmling Salomos und als solcher das Haupt und der Beschützer der semitischen Völker. Es ist bekannt, daß er den Juden an seinem Hofe alle Ehren erweist, und sein Glaube ist vielleicht eher jüdisch als christlich zu nennen. Er rühmt sich, die echte Bundeslade zu besitzen, die in so wunderbarer Weise von Palästina nach Abessynien gebracht wurde; die Priester seiner Kirche tanzen bei ihrem Gottesdienst davor wie einstens die Leviten; den jüdischen Sabbat und die Beschneidung hat diese seltsame christliche Kirche behalten.

— **Die Predigt in Amerika.** Der jüngste unangenehme Auftritt im Tempel Emanuel in New York (cfr. Nr. 18 d. Bl.) diktiert dem greisen Dr. Wise in Cincinnati folgende Kritik in die Feder: Daß die Predigt der Hauptbestandteil des jüdischen Gottesdienstes ist, wird jetzt allgemein auch in konservativen Kreisen zugestanden. Das lebendige Wort hat den toten Buchstaben verdrängt. In den kleinsten wie in den größten Gemeinden ist die Predigt bei der Anstellung eines Kultusbeamten die Hauptfrage. Ueber das Wie und Was der Predigt ist man noch nicht einig. Es ist anerkannt, daß die jüdische Predigt nicht nach christlichem Muster sein sollte. Der Christ glaubt mehr und der Jude denkt mehr — „er singt Metaphysik und betet Logik" — also wird die jüdische Predigt weniger salbungsvoll und mehr argumentativ sein müssen. Früher konnte man die Argumente aus der Bibel, dem Talmud und dem Midrasch sich holen. Jetzt aber, da das Publikum vom Talmud und Midrasch sehr wenig versteht, bleibt nur noch die einzige Beweisquelle, nämlich die Bibel, und über den richtigen Gebrauch derselben sind die Ansichten geteilt unter den Predigern und im Publikum. Der eine predigt ohne Text und argumentiert auf eigene Faust, während einem andern eine solche Predigt ganz fremdartig und unbefriedigend oder wenigstens unjüdisch erscheint. Eine Klasse von Gemeindemitgliedern will von der jüdischen Litteratur und Geschichte garnichts hören, während die andere gerade das vom Prediger hören und lernen will, und hört sie das nicht, meint sie, garnichts gehört zu haben. Dabei sind die Prediger am schlimmsten daran, sie können nicht allen Ansprüchen gerecht werden. Daher kommt es, daß die Predigt unter uns noch keine feste Form gewonnen hat. Dazu kommt noch die Frage über den Inhalt. Eine Klasse verlangt, daß die Predigt religiöse und moralische Themata ausschließlich behandle, während eine andere vom Prediger über alle Tagesfragen, wenn sie auch das Judentum garnicht berühren, unterrichtet werden will. Da werden nun Dinge besprochen in der Predigt, die man ebenso gut in der Weinschänke verhandeln könnte. Und so ist man auch über das Was uneinig. Es fehlt uns an Form und Norm.

Feuilleton.

Darum ....!

Von Saltikow-Schtschedrin*).

(Nachdruck verboten.)

Die alte Wanduhr in dem Arbeitszimmer des Staatsanwalts schlug langsam, mit traurigem Tone, die fünfte Stunde. Es war Winter. Die Sonne war untergegangen, und Lampen und Kerzen erleuchteten nur schwach die hohen, kalten Zimmer; der Eingangsflur mit seinem abgeschabten Sopha und seinen Holzstühlen war fast ganz dunkel. Das Treiben in den weiten Räumen verstummte nach und nach, denn der Arbeitstag ging zu Ende; die Beamten schlossen ihre Akten und hüllten sich in ihre verschiedenen Kleidungsstücke, der eine in einen Paletot, der andere in einen Pelz, der dritte in ein Plaid. Knirschend fiel die Thüre hinter ihnen zu, und eine kalte Luft strömte in den Saal. Das Vestibüle leerte sich. Nur in einem Winkel saß auf einem Stuhle noch ein Bittsteller, der in einen schönen Nerzpelz eingehüllt war und in der Hand eine Sammetmütze hielt.

Die Lampe, welche von der Decke herabhing, sandte nur ein schwaches Licht in seinen Winkel, und außerdem verbarg der Kragen des Pelzes sein Gesicht. Man unterschied nur einen grauen Kopf, einen gelblich weißen Bart und zwei lange magere Hände, die sich über den Knieen falteten. Bei jedem Knarren der Ausgangsthür zitterte der Fremde und erhob für eine Sekunde den Kopf.

Im Arbeitszimmer des Staatsanwalts ertönte eine Klingel. Ein Diener stürzte in das Kabinet, kam sogleich wieder heraus und ersuchte den Bittsteller, einzutreten.

Der Mann erhob sich, ließ den Pelz von den Schultern gleiten und wandte sich mit leisem, furchtsamen und zitternden Schritte der Thür des Kabinets zu. Bevor er eintrat, zog er aus der Tasche seines Ueberrocks ein seidenes Taschentuch und trocknete mit rascher nervöser Bewegung die großen Schweißtropfen, die ihm von der Stirn rannen.

Der Fremde war ein Greis von ungefähr 70 Jahren, von mittlerer, leicht gebeugter Statur. Seine spärlichen Haare und sein großer Bart umrahmten ein längliches, schmales Gesicht, dessen scharfe Züge den jüdischen Ursprung verrieten. Die Gesichtsfarbe war blaß; tiefe Runzeln hatten sich in die Stirn gegraben; die Hände zitterten leicht, die ganze Persönlichkeit des Greises machte einen müden, lebenssatten Eindruck. Nur seine kleinen schwarzen Augen schimmerten in fieberhaftem Glanze, und auch das nur auf Augenblicke; dann erloschen sie und waren unter den angeschwollenen, geröteten Lidern kaum sichtbar. Der lange Rock von feinem schwarzen Tuche, der augenscheinlich ganz neu war, schlotterte um seinen Körper; um seinen Hals hing eine schwere, goldene Kette, in deren Mitte ein mit Diamanten besetztes Medaillon befestigt war.

Der Diener schloß die Thüre hinter dem Bittsteller, und der Greis verneigte sich tief nach der Richtung des Arbeitstisches, hinter dem der Staatsanwalt, ein großer Herr mit schwarzen Haaren, saß.

*) Deutsch von Wilhelm Thal.

Der Staatsanwalt antwortete mit leichtem Nicken des Kopfes und betrachtete den Bittsteller mit fragender Miene. Der Greis schob nervös seine Mütze in den Händen hin und her und bewegte die bleichen Lippen. Aber kein Ton kam aus seiner Kehle, die Aufregung erstickte seine Stimme. Der Staatsanwalt runzelte die Stirn, diese Zusammenkunft mußte ihm wohl peinlich sein. Endlich brach er das Schweigen, das schon seit mehreren Sekunden herrschte und fragte: „Herr Abraham, Sie wollen mich jedenfalls um etwas unmögliches bitten?“

„Entschuldigen Sie, Herr Staatsanwalt,“ sagte der Greis, endlich seine Aufregung beherrschend, „entschuldigen Sie, wenn ich Sie wieder störe, ich hätte es nicht gewagt, aber meine Frau hat es gewünscht, Sie wissen doch, die Mütter .... Wir haben so viele Kinder verloren, Herr Staatsanwalt, und jetzt ereignet sich dieses entsetzliche Unglück mit unserm letzten Sohn. Es ist unser einziger, Herr Staatsanwalt, Sie begreifen, eine Mutter ....“ Seine Stimme brach und ein paar Thränen fielen auf die weißen Haare seines Bartes. „Sie hatten mir gesagt, Herr Staatsanwalt, in vierzehn Tagen würde man wissen, ob mein Sohn schuldig ist oder nicht. Seitdem Sie mir das gesagt haben, sind zwei Wochen vergangen. Entschuldigen Sie, (der Greis streckte flehend die Hände aus) ich weiß Sie sind sehr beschäftigt, und wir sind nicht die einzigen, die nur ein Kind haben, aber er ist so jung, Herr Staatsanwalt, er ist nicht stark, und seit sechs Wochen liegt er im Gefängnis. Und dann ist seine Mutter — Sie wissen ja auch, was eine Mutter ist — krank geworden.“ Er schwieg von neuem und trocknete die Stirn mit seinem Tuch. Man sah, daß er eine Antwort erwartete, denn er warf dem Staatsanwalt flehende Blicke zu.

Der Beamte schwieg; trotz seiner Bemühungen unbeweglich zu bleiben, konnte er einen Zug des Mitleids, der über sein breites Gesicht huschte, nicht unterdrücken.

„Mein Sohn wird nicht entfliehen, ich schwöre es bei Gott dem Herrn, Herr Staatsanwalt, er wird nicht entfliehen; ich will jede Kaution stellen, die Sie verlangen, ich will mein ganzes Vermögen verpfänden ....“

„Aber, Abraham, Sie sprechen gerade, als wäre Ihr Sohn wegen einer Kleinigkeit verhaftet! Man möchte meinen, um einer Laune wegen wäre er in eine Festung eingeschlossen.“

„Aber nein, Herr Staatsanwalt, das ist mir ja nie in den Sinn gekommen.“

„Hängt es vielleicht von mir ab, daß Ihr Sohn in Freiheit gesetzt wird?“

„Aber Sie haben doch selbst gesagt, Herr Staatsanwalt in vierzehn Tagen würde man klar sehen.“

„Man hat klar gesehen, leider sind die Ergebnisse der Untersuchung für Ihren Sohn nicht günstig. Es ist bewiesen, daß er der Anführer war, er hat die andern verleitet.“

„Das ist nicht möglich, Herr Staatsanwalt, man hat Sie falsch berichtet.“

„Man hat mich nicht falsch berichtet; man hat Packete mit revolutionären Aufrufen in dem Bette Ihres Sohnes gefunden; auch eine Kasse hat man bei ihm gefunden. Allerdings war nicht viel darin, aber jedenfalls war die betreffende Summe zu Zwecken der Propaganda bestimmt.“

„Herr Staatsanwalt, das ist nicht möglich, das ist nicht wahr; man muß ihm die Aufrufe in sein Bett gesteckt haben, es giebt ja so viele boshafte Leute in der Welt. Und was das Geld anbetrifft, so haben wir es ihm gegeben; wir haben ihm nie Geld abgeschlagen; seine Mutter gab ihm oft und viel; Sie wissen ja, Herr Staatsanwalt, sie verzog den Jungen.“

„Man hat Papiere, eine Liste und Briefe bei ihm gefunden. Ihr Sohn hat selbst gestanden, daß Versammlungen bei ihm stattgefunden haben. Arbeiter, alle möglichen Leute, kamen zu ihm. Man verlas Proklamationen verteilte Broschüren ....“

„Er hat gestanden, er ist verloren, armes Kind, arme Mutter!“

Abraham wurde noch bleicher und wankte auf den Füßen. Der Staatsanwalt erhob sich lebhaft, ergriff eine Karaffe, die auf dem Tische stand und sagte:

„Setzen Sie sich, Abraham, wollen Sie etwas Wasser trinken?“

„Nein, Herr Staatsanwalt, ich danke Ihnen, entschuldigen Sie, ich kann mich nicht mehr aufrecht erhalten. Das ist das Alter; die Beine schmerzen mich.“

Der Greis fiel in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Seine Mütze rollte auf die Erde, man hörte unterdrücktes Schluchzen, und heiße Thränen flossen über seine Wangen. Endlich hörte das Schluchzen auf, Abraham erhob sich, hob seine Mütze auf und sprach:

„Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, einem Greise, verzeihen Sie einem Vater, ich sehe jetzt wohl, Sie können meinen Sohn nicht frei lassen.“

Er unterbrach sich und blickte den Beamten aufmerksam an. Dieser schwieg. Ein Strahl der Freude huschte über das verstörte Gesicht des Greises, aber der Staatsanwalt schüttelte langsam den Kopf.

Seufzend fuhr Abraham fort:

„Ich sehe wohl, Sie können ihn nicht freilassen, aber kann ich ihn nicht wenigstens im Gefängnis sehen? Nur eine Stunde, Herr Staatsanwalt, nur eine Minute ... Er braucht doch vielleicht etwas, vielleicht ist er krank .. nur eine Minute, Herr Staatsanwalt.“

„Es wird bei Ihrem Sohn ebenso gehalten, wie bei den übrigen Gefangenen, die ihre Verwandten in Gegenwart eines Beamten sehen können. Ich werde morgen den Befehl ausfertigen, daß man Sie zu ihm läßt, für heute ist es schon zu spät.“

„Ich danke, Herr Staatsanwalt, also auf morgen.“

Der Greis verbeugte sich und wandte sich der Thür zu; aber er hatte seine Kräfte überschätzt; sein ganzer Körper zitterte vor Aufregung und seine Beine wollten ihm nicht gehorchen. Der Staatsanwalt rief ihn zurück.

„Warten Sie noch ein wenig, Abraham, setzen Sie sich und ruhen Sie sich aus, ich möchte gern etwas mit Ihnen besprechen.“

Abraham setzte sich in einen Sessel an der Thür und betrachtete mit furchtsamer Miene den Staatsanwalt.

„Ich weiß nichts, ich habe nie bemerkt, daß ....“

„Meine Absicht ist durchaus nicht, Sie über Ihren Sohn auszufragen; ich möchte nur die Lösung einer allgemeinen

Frage von Ihnen haben. Seit drei Jahren kenne ich Sie, aber vor der Affaire mit Ihrem Sohn haben Sie wohl nie über solche Fragen nachgedacht, und deshalb habe ich nie mit Ihnen darüber gesprochen .... Aber vorher fassen Sie sich, beruhigen Sie sich, und trinken Sie ein wenig Wasser."

Der Staatsanwalt füllte ein Glas mit Wasser, der Greis leerte es langsam und gab es dann mit tiefer Verbeugung zurück.

„Erklären Sie mir, Abraham," fuhr der Beamte fort, „warum man unter den Nihilisten so viele junge Israeliten findet. Es sind nicht etwa arme Burschen, arme Teufel, die vielleicht von der gemeinsamen Kasse leben wollen, nein, es sind die Söhne reicher Leute, wohlhabender Kaufleute, kurz Leute, wie es Ihr Sohn ist. Diese jungen Menschen geben ihr Geld zu propagandistischen Zwecken; sie geben das Blut und den Schweiß ihrer Eltern dahin, sie predigen gegen das Eigentum, gegen das Kapital und die Kapitalisten, gegen die Fabrikanten, die Fabrikbesitzer, u. s. w.; und unter diesen Fabrikanten, diesen Besitzern, diesen Kapitalisten befinden sich so viele Israeliten, daß man sie gar nicht zählen kann, besonders in unserer Gegend. Ihre Kinder kämpfen gegen Sie. Man wiederholt beständig, die Israeliten besäßen Rassengeist, sie unterstützten sich gegenseitig .... Wie erklären Sie sich nun die Thatsache, die ich Ihnen anführe? Woher kommt es, daß Ihre Kinder sich gegen ihre Glaubensgenossen wenden?"

Abraham erhob den Kopf und sagte:

„Die Ursache dieses Zustandes sind wir und Sie!"

„Was heißt das „wir und Sie?"

„Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, aber es ist so. Sie sagen, Sie kennen mich seit drei Jahren, aber kennen Sie mich wirklich? Sie kennen den Kaufmann Abraham, den Fabrikanten Abraham; Sie kennen Herrn Samuel Abraham, aber den kleinen Schmul, den kleinen Juden Schmul, kennen Sie den? Nein, den haben Sie niemals gesehen. Nun wohl, dieser kleine Schmul, der sein Vermögen Kopeke für Kopeke zusammengescharrt hat, Schmul Abraham, nicht Herr Samuel Abraham, sondern Schmul Abraham kurzweg, begreift Ihre Frage und wird Ihnen darauf antworten. Sie sprachen wahr, Herr Staatsanwalt, wenn Sie sagten, daß das Geld, das sie für die Propaganda fortwerfen, der Schweiß und das Blut ihrer Väter sind." Der Greis richtete sich auf, und seine Augen blitzten. „Es ist der Schweiß und das Blut ihrer Väter. Herr mein Gott, was habe ich gelitten, was habe ich geduldet, um das zu gewinnen, was mir jetzt gehört! Wie oft habe ich gehungert, wie oft habe ich gefroren, wie viel schlummerlose Nächte habe ich verbracht!

Wie habe ich gearbeitet! Wie hat man den kleinen Schmul gequält! Wie oft hat man ihn beleidigt, die Seinigen sowohl, wie die Fremden! Wie ist er mißhandelt worden, wie oft hat er geweint! Wie oft hat er Sorgen und Mißerfolg kennen gelernt! Ja, Herr Staatsanwalt, Sie hatten recht, unser Geld ist unser Schweiß und unser Blut! Die Christen sagen: „Der Jude ist reich, der Jude ist ein Wucherer"; ja, wir sind reich, aber welche Mühe hat es uns gekostet. Der Jude liebt das Geld. Aber er ist gezwungen, das Geld zu lieben. Hat er kein Geld, ist er arm, so ist er ein Jude, wird er reich, so ist er kein Jude mehr, sondern ein Israelit. Sie wissen, Herr Staatsanwalt, welcher ungeheure Unterschied zwischen einem Juden und einem Israeliten besteht. Ja, Sie haben recht, das Geld ist der Schweiß und das Blut, das ist die Wahrheit."

„Aber warum verspottet denn Ihr Sohn Ihre Mühen, Ihren Schweiß und Ihr Blut?"

„Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, ich bin kein Redner, aber ich will Ihnen meine Meinung sagen: Weil er aufgehört hat, wie sein Vater und sein Großvater zu denken und zu fühlen, aber doch nicht aufgehört hat, Israelit zu sein; er hat niemals aufgehört, sich als Sohn des kleinen Schmul zu fühlen, oder richtiger gesagt, er hat es nicht vermocht. Seit der Minute, da mein Sohn, jetzt mein einziger Sohn, in das Gefängnis geworfen worden ist, habe ich darüber nachgedacht, Tag und Nacht, und ich sage Ihnen die Wahrheit, Herr Staatsanwalt, es ist unsere Schuld, wenn unsere Kinder hinter Schloß und Riegel sitzen. Wir waren gläubig, aber unser Glaube ist nicht der ihrige; wir haben gearbeitet, aber unsere Arbeit ist nicht ihre Arbeit; wir haben Geld aufgehäuft, aber dieses Kapital — unser Schweiß und Blut — Sie hatten ganz recht, Herr Staatsanwalt — was ist dieses Kapital für sie? Es ist gar nichts für sie. Unsere Kinder haben nicht mehr unseren Glauben; sie beten nicht mehr unsere Gebete; ja sie beten überhaupt nicht mehr und glauben an nichts. Wir haben vom Morgen bis zum Abend gearbeitet, und vom Morgen bis zum Abend daran gedacht, wie wir ein paar Pfennige erwerben konnten; sie finden das Geld bereits vor; sie brauchen nichts zu erwerben, sie brauchen nur die Hand auszustrecken, sie beschäftigen sich nicht mit der Vermehrung dieses Kapitals, ja, sie denken nicht einmal daran! Alle, die wie mein Sohn sind, denken nicht daran, und wie er; giebt es viele! Wir sind Kaufleute, Fabrikanten geworden; wir haben Fabriken gebaut und uns ein Vermögen erworben; aber wir fanden, es sei nicht genug, darum wollten wir mehr haben, und warum wollten wir mehr haben? Weil wir, die Eltern, glaubten, wir müßten unseren Kindern die Erziehung der Christen angedeihen lassen, weil wir die Schulen der Christen, ihre Gymnasien, ihre Universitäten für sie haben wollten ...."

(Fortsetzung folgt.)

Hier und dort.

d. **Berlin**, den 10. Mai. Herr Moritz Manheimer hat dem hiesigen jüdischen Krankenhause den Betrag von 20 000 Mk. gelegentlich seines 70. Geburtstages überwiesen, nachdem er erst im vergangenen Jahre das jetzige Siechenhaus, welches nach Eröffnung des neuen Hospitals geräumt wird, für den Preis von 180 000 Mk. dem Vorstande des Krankenhauses überwiesen hat. Dem Beschluß des Vorstandes gemäß soll ein Krankensaal der inneren Frauenabteilung als „Moritz u. Bertha Manheimer Stiftung" bezeichnet und am Eingang zu diesem Saal die diesbezügliche Aufschrift angebracht werden. Ebenso ist nach Fertigstellung des geplanten Umbaues des Siechenhauses für die Zwecke des Krankenhauses eine entsprechende Inschrift zu Ehren des Stifters auf einer Tafel an geeigneter Stelle vorgesehen. Auch dem Verein für jüdische Krankenpflegerinnen hat Herr Manheimer aus Anlaß seines

70. Geburtstages mit einem größeren Geldgeschenk für den Schwesternfonds bedacht.

d. **Berlin,** 10. Mai. Der Verein für jüdische Krankenpflegerinnen zählt jetzt 14 ausgebildete Schwestern und 11 Schülerinnen. Die ersteren sind erfreulicherweise in der Privatpflege so begehrt, daß den Anforderungen an dieselben nicht genügt werden kann, vielmehr häufig Anfragen unberücksichtigt bleiben müssen. Nachdem die I. und II. Etage des Schwesternheims Auguststr. 17 demnächst voll belegt sein werden, wird im Oktober dieses Jahres mit dem Umbau der dritten Etage vorgegangen werden, in welcher Raum für weitere 20 Schwestern vorhanden sein wird.

* **Berlin,** 11. Mai. Ein Verein jüdischer Lehrer in der Provinz Brandenburg wird nun endgiltig begründet. Ein von den Herren Dr. Adler-Berlin und J. Cohn-Küstrin gezeichnetes Zirkular ladet die Lehrer der Provinz auf den 25. d. M. zu einer konstituierenden Versammlung nach hier ein. Die Tagesordnung ist folgende: Konstituierung des Vereins. 2. Beratung eines Entwurfs der Satzungen. 3. Wahl des Vorstandes. 4. Beschlußfassung über den Beitritt des Vereins zu dem Verband jüdischer Lehrervereine. — Wir hoffen, daß keiner der Beteiligten dieser wichtigen Versammlung fern bleiben werde. Am 24. und 25. d. M. finden übrigens in allen Provinzen Preußens, die noch keinen Lehrerverein haben, konstituierende Versammlungen statt, so daß im Laufe dieses Monats die gesamte jüdische Lehrerschaft des Deutschen Reiches organisiert sein wird.

L **Berlin,** 12. Mai. Wir erhalten folgende Zuschrift: In Nummer 17 Ihrer werten Zeitschrift berichten Sie unter der Rubrik „Aus dem Berliner Gemeindeparlament", daß unserem Verein die Subvention von 600 Mark — bewilligt worden wäre „zugleich mit der erneuten Auflage des Rates vom vorigen Jahre, sich mit der Gemeinde Beth Jakob zu verschmelzen." Wir gestatten uns demgegenüber festzustellen, daß uns ein derartiger Rat des Vorstandes im vorigen Jahre oder früher überhaupt nicht erteilt worden ist, sondern daß uns der diesbezügliche Auftrag in diesem Jahre zum ersten Male gegeben wurde.

Ueber unsere Stellungnahme zur Verschmelzung haben wir uns erlaubt dem verehrlichen Vorstande Bericht zu erstatten, und möchten Sie nun höflichst bitten, bezüglich der angeblich wiederholten Auflage des Rates eine entsprechende Berichtigung in eine Ihrer nächsten Nummern einzufügen.*) Mit verbindlichstem Danke im voraus. Hochachtungsvoll der Vorstand des Synagogen-Vereins „Beth Zion", L. Holevy Schriftführer.

‡ **Königsberg i. Pr.,** 8. Mai. Zum ersten Male werden die Mitglieder der in unsrer Provinz neugebildeten Vereinigung jüdischer Religionslehrer Ostpreußens zu einer Konferenz zusammentreten, und zwar am 24. und 25. d. M. in Allenstein. Am 24. abends findet die Generalversammlung mit einer Tagesordnung, die weitere Kreise nicht interessiert, statt; am 25. vormittags die eigentliche Konferenz mit der folgenden reichhaltigen Tagesordnung: 1. Begrüßung der Erschienenen. 2. Vortrag: Die methodischen Grundsätze für die Auswahl der Uebersetzungsstücke aus dem Siddur. (Peritz-Königsberg). 3. Referat: Die materielle und soziale Lage der Religionslehrer und Kultusbeamten in Ostpreußen. (Sturmann-Osterode). 4. Vortrag: Die Geschichte des Synagogengesanges in Deutschland. (Birnbaum-Königsberg). 5. Lehrprobe aus dem Pentateuch-Uebersetzen. 2. Buch Mose XVII, 1—7. (Kanter-Ortelsburg). 6. Lehrprobe aus der Einführung in die Liturgie. (Karo-Allenstein). Abends findet ein gemeinschaftliches Festessen im Hotel Kopernikus statt.

h. **Schwersenz,** 8. Mai. Am 1. d. Mts. feierte Herr Kantor Gostynski und seine Gattin die silberne Hochzeit. Die zahlreichen Aufmerksamkeiten, welche dem Jubelpaare aus diesem Anlasse von den Gemeindemitgliedern erwiesen wurden, zeugen von der Beliebtheit, deren sich dieser pflichttreue Beamte, der in unserem Orte erst zwei Jahre wirkt, erfreut. Der Gemeindevorstand brachte dem Jubelpaare offiziell seine Glückwünsche dar, und überreichte ihm unter einer angemessenen Ansprache ein Paar prachtvolle silberne Leuchter. In tief bewegten Worten dankte Herr G. dem Vorstande für die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten, die geeignet sind, Gemeinde und Beamten fester und inniger an einander zu ketten. Die stille Feier verlief in schönster Harmonie.

Wreschen, 8. Mai. Auf dem israelitischen Friedhofe hierselbst sind am 2. d. M. 12 Leichensteine umgeworfen und ein Denkmal zertrümmert worden. Es geht doch nichts über praktischen Antisemitismus!

Breslau, 8. Mai. Der Bezirksausschuß beschäftigte sich heute unter Vorsitz des Regierungspräsidenten v. Heydebrand und der Lasa mit einer Klage des Königlichen Bergrats Dr. Pringsheim wider die hiesige Synagogen-Gemeinde wegen Heranziehung zu Gemeinde-Abgaben. Herr Pringsheim, der bisher in Tarnowitz ansässig war, auch für das Jahr 1895 von der dortigen Synagogen-Gemeinde zu den Gemeinde-Abgaben herangezogen worden war, hatte inzwischen (am 10. Juni 1895) seinen Wohnsitz gewechselt und war nach Breslau übergesiedelt. Während dieser Zeit trat er aus der jüdischen Religions-Gesellschaft aus. Hier wurde er von der Synagogen-Gemeinde für das letzte Halbjahr des Jahres 1895 zu den Gemeinde Abgaben herangezogen. Gegen diese Heranziehung protestiert Pringsheim. Der Vertreter der Gemeinde machte geltend, daß der formelle Austritt aus einer Religions-Gesellschaft noch keine bürgerliche Geltung in sich schließe, sondern die Befreiung von den Gemeinde-Abgaben erst dann eintrete, wenn der Austritt vor Gericht erklärt worden sei. Die gerichtliche Austrittserklärung des Klägers sei aber erst im Oktober v. J. erfolgt, mithin sei die Veranlagung für das letzte Halbjahr berechtigt gewesen. Der Bezirks-Ausschuß wies den Kläger kostenpflichtig ab.

Hannover, 10. Mai. Der Verein jüdischer Lehrer in der Provinz Hannover hält hier am 24. und 25. d. M. seine diesjährige Konferenz in Falks Restaurant ab. Die Tagesordnung weist einige wichtige Punkte auf, so das Referat der Delegierten über den D. J. L. V., einen Bericht vom Lehrer Spanier-Stolzenau über die Arbeiten der in der vorjährigen Versammlung gewählten Lesebuchkommission; Referate über:

---

* Es scheint hier eine Verwechselung mit dem Religionsverein „Beth Jacob" (Fehrbellinerstr.) vorgelegen zu haben. Red.

„Wie muß ein Lesebuch für jüdische Schulen beschaffen sein?“ (Ref. Lomnitz-Eldagsen); „Auf welche Weise läßt sich am besten und schnellsten die Forderung in § 9c der Satzungen des Verbandes, betr. die lebenslängliche Anstellung sämtlicher jüdischer Lehrer, ihre Pensionierung und die Versorgung ihrer Hinterbliebenen auf gesetzlichem Wege erfüllen, resp. welche Grundlagen sind zur Herbeiführung dieser Forderung notwendig“. (Ref. Wertheim-Hann.-Münden); Lehrprobe: „Davids Edelmut gegen Saul“ (in der Mittelstufe) von Bach-Hildesheim, und endlich freie Besprechungen.

S. **Essen**, 4. Mai. Der Rheinische Rabbiner-Verband, gegründet 1895, hielt am Sonntag, den 19. April d. J. in Köln a. Rh. eine außerordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende berichtet über die Schritte, die der Verwaltungsvorstand in der s. Z. vom D. J. G. B. angeregten und vom Verbande beschlossenen Abgrenzung von Schulinspektionsbezirken gethan hat. Die Versammlung billigt einstimmig den vom Vorstande gefaßten Beschluß, diese Angelegenheit, die durch das bekannte selbständige Vorgehen des Herrn Dr. Singer-Coblenz in ein neues Stadium getreten ist, bis auf weiteres ruhen zu lassen. — Alsdann legt Dr. Samuel-Essen zwei Anträge betr. den Religionsunterricht an den höheren Schulen vor. Er ersucht die Versammlung, durch Eingabe den Rabbinern das Recht zu erwirken, den von ihnen in der Religion unterrichteten Schülern auch in den Abgangs- (zumal Reife-) Zeugnissen ein Prädikat über ihre Leistungen erteilen zu dürfen. Die Eingabe wird als aussichtslos unterlassen. Nach $1^1/_2$ stündiger Pause stellt der Vorsitzende den 2. Antrag Samuel: „Aufstellung eines Lehrplans für den Religionsunterricht an höheren Schulen“ zur Debatte. Antragsteller wünscht der Regellosigkeit und Verschiedenheit entgegenzuwirken, die in Bezug auf Lehrpensen und Ansprüche unter den als Religionslehrer an den höheren Schulen fungierenden Rabbinern bestehe. In der Debatte wird jedoch darauf hingewiesen, daß die außerordentliche Verschiedenheit der Schulverhältnisse in den einzelnen Städten die genaue Durchführung eines allgemeinen Lehrplans illusorisch mache. Antragsteller will sich mit Aufstellung der Lehrziele in den in betracht kommenden religiösen Disziplinen begnügen, doch wird entgegengehalten, daß über diese im wesentlichen keine Ungewißheit bestehen könne. Zu der Angelegenheit der Unterstützung unvermögender Gemeinden (Antrag Dr. Frank-Köln vom 4. Juni 1895) macht H. Dr. Horowitz den Vorschlag, einen Verein nach dem Muster des in seinem Amtssitze seit 25 Jahren bestehenden „Vereins zur Förderung und Unterstützung des Schulwesens (und des Handwerks) unter den Israeliten des Crefelder Rabbinatssprengels“ für die ganze Provinz zu begründen, ihn materiell gut zu fundieren, und alsdann an die Gemeindeunterstützung heranzugehen. Die Versammlung beschließt, vorab das einschlägige statistische Material zu sammeln, und den D. J. G. B. zu ersuchen, diejenigen Gemeinden angeben zu wollen, die von den 800, des geregelten Religionsunterrichts ermangelnden Gemeinden (Aufruf des D. J. G. B. vom Okt. 1895) auf die Rheinprovinz entfallen. Zugleich wird folgender Antrag des Herrn Dr. Jaulus angenommen: „Der Rabb.-Verb. wolle einen Aufruf an die vermögenden Gemeinden der Rheinprovinz betr. Unterstützung der leistungsunfähigen, behufs Einführung des Religionsunterrichts ergehen lassen.“ Endlich hat H. Dr. David Düsseldorf noch folgende Anträge eingebracht: 1. Beratung über Maßnahmen zur Erlangung ritueller Beköstigung für jüdische Strafgefangene. 2. Stellungnahme der Rabbiner zum Verein jüd. Lehrer in Rheinland und Westfalen. Der vorgerückten Zeit wegen wird nur noch Nr. 2 in Verhandlung genommen, und von H. Dr. David damit begründet, daß er ein freundlicheres und engeres Verhältnis zwischen den Rabbinern und Lehrern des Rheinlands herbeigeführt sehen möchte, wozu die Rabbiner den ersten Schritt thun sollten. Die Versammlung möge etwa folgende Resolution annehmen und dem Vorsitzenden des betr. Lehrervereins übergeben: „Der Rh. Rabb.-Verb. hält zur gedeihlichen Förderung der religiösen Interessen das Zusammenwirken der Rabbiner und Lehrer für erforderlich, und erklärt sich seinerseits bereit, die Bestrebungen der Lehrer, die auf eine äußere und innere Hebung ihres Standes gerichtet sind, zu fördern, vorausgesetzt, daß den Rabbinern die Möglichkeit gegeben wird, in einer geeigneten Form an ihren Beratungen teilzunehmen.“ Die Versammlung glaubt, von dieser Resolution Abstand nehmen zu können, da das erstrebte Zusammenwirken bereits auf verschiedenen Gebieten vorhanden sei, und es die Rabbiner an weit reichendem Entgegenkommen gegenüber den Lehrern nie hätten fehlen lassen. — Der Rest der Tagesordnung wird vertagt. Die ordentliche Generalversammlung wird für den Hochsommer in Aussicht genommen.

≈ **Frankfurt a. M.** 11. Mai. Vor etwa 25 Jahren hatte sich ein Comité zur Gründung eines jüd. Hospitals in Jerusalem gebildet, ohne daß das angestrebte Ziel bisher erreicht worden wäre! Um das Werk zu einem guten Ende zu führen, hat das Comité, das durch Todesfälle fast aufgelöst worden war, sich hier unter Vorsitz des Rabbiners der orthod. Gemeinde, Herrn Dr Breuer, rekonstruiert und wendet sich jetzt mit einem Aufruf an alle Israeliten, dem wir folgende Zeilen entnehmen: „Die Zahl der jüdischen Bevölkerung in Jerusalem hat sich in diesen 25 Jahren verdreifacht, die englische Mission ist mit größeren Opfern als je bestrebt, durch den Bau reichlich ausgestatteter Spitäler die jüdischen Kranken an sich zu ziehen. Die Unzuträglichkeit alles dessen, was die jüdische Krankenpflege in Jerusalem zu leisten vermochte, ist aus den hier beigefügten Erklärungen der Herren Oberrabiner Jerusalems Elejaschar und Salant, der Vorstände der Spitäler Bikur Cholim und Misgab Ladoch und der Aerzte Jerusalems in ergreifender und überzeugender Weise ausgesprochen.“

-ck. **Hamburg**, 9. Mai. Im israelitischen Tempel feierte heute Herr Dr. D. Leimdörfer das Andenken des seligen **Baron Hirsch**. Ausgehend vom palästinischen Targum des aus dem Wochenabschnitte gelesenen Textes: „Auch wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, so verachte und verwerfe ich sie nicht, um sie aufzureiben und meinen Bund mit ihnen zu brechen, denn ich bin euer Gott,“ gab der glanzvolle Redner dem Gedanken Ausdruck, daß während in unserer historisch-kritischen Zeit viele Weise „Geschichte“ und besonders „Geschichte Israels“ sich selbst konstruieren oder „machen“, und das Bibelwort wie es ihnen gerade paßt verändern und willkürlich in der Hypothese Dienst stellen, hatten die alten Weisen nicht **eine**,

sondern die Geschichte, auch die der Welt, wohl beachtet, und die Geschichte Babels, Mediens, Syriens und Roms bis Gog und Magog — wie es der jerusalemische Targum beweist — in den Dienst des treu gehegten und vor Entstellung bewahrten Gotteswortes gestellt. Die Folge aber war, daß sie dadurch nicht niedergerissen, sondern wie das Judentum so auch ihre Hörer wahrhaft erbaut hatten. Gott hat das Bibelwort zu allen Zeiten auch in unserer Epoche erfüllt, und die Großthaten des Baron Hirsch waren wieder ein Kommentar zur Wahrheit des Textes: Ihn habe die Vorsehung auserfehen, ein Erlöser zu sein für alle in physischem und psychischem Elende schmachtenden Glaubensbrüder Europas. Die alte und die neue Welt hat vor acht Tagen unter heißen Thränen die letzte Schollenspende auf den Sarg des großen Philanthropen dumpf hinabrollen gehört; aber die Thränensaat soll nicht nur die Ernte, den Nacheifer für die Humanität, zur Folge haben, sondern mit dem Segen dieses Gedankens sollen wir allesamt die Zuversicht nähren, daß die gütige Vorsehung bis die Sturmperiode von Gog und Magog, in der wir leben, zu Ende geht und die Messiasperiode der Geschichte beginnt, seine einst vor dem Sinai zum Gottesvolke Erkorenen nimmer verlassen wird, so diese in seinen Gesetzen wandeln. Den Eindruck dieser Predigt kann ich nicht schildern, aber empfunden haben wir ihn und unvergessen bleibt es uns für immer.

m. **München**, 8. Mai. Aus Anlaß der Beratung des Kultus-Etats beschäftigte sich die Finanzkommission der Abgeordnetenkammer am 1. d. M. auch mit jüdischen Kultusangelegenheiten. Als erster Punkt gelangte die Position für den israelitischen Kultus zur Beratung. Es sind 14,000 Mark eingesetzt. Die Ziffer findet keine Beanstandung. Eine einschlägige Petition der geprüften jüdischen Religionslehrer um Gewährung von Alterszulagen giebt Anlaß zu einer Debatte. Der Minister giebt zu, das die Petenten vielfach ungureichend dotiert seien. Die Gesuchsteller seien aber keine Volksschullehrer, so daß die erbetenen Dienstalterszulagen nicht in Anwendung kommen können. Als Angestellte einer Privatreligionsgesellschaft haben sie keinen Anspruch, soweit sie nicht Elementarlehrer seien. Es lasse sich leider nichts thun. Der Korreferent anerkennt das, möchte aber aus Billigkeitsrücksichten etwas thun; die Lage der Petenten sei manchmal sehr traurig. Vielleicht ließe sich irgend ein Fonds für Sustentationen finden. Den gleichen Standpunkt vertritt Abgeordneter Maison, welcher mit vieler Wärme für die Petenten eintritt und deren Lage schildert. Trotz dieser sympathischen Kundgebungen ist die Kommission über die Petition zur Tagesordnung übergegangen. Ein günstigeres Schicksal hatte die Petition bayrischer Rabbiner um Vorsorge für das Alter bei gering dotierten Rabbinatsstellen. Referent sowohl als der Minister stellen sich dem Petitum freundlich gegenüber, und auch die Abgeordneten Landmann und Maison sprachen in näherer Begründung zu Gunsten der Petenten. Es wurden im Rahmen der Etatsposition 2000 Mark pro Jahr bewilligt, womit die Petition als erledigt erscheint.

Wien, 8. Mai. Der Minister des Innern hat an alle Landesstellen einen Erlaß gerichtet, nach welchem die Vollziehung von Trauungen außerhalb ihres Sprengels den Rabbinern nur gestattet ist, wenn sie vorher die Genehmigung des Ortsrabbiners oder seines Stellvertreters eingeholt haben.

Wien, 10. Mai. Ueber die Audienz des Dr. Lueger beim Monarchen wissen die „Tiroler Stimmen" zu berichten: „Es ist nicht alles, was bei der Audienz gesprochen wurde, veröffentlicht worden. Lueger selbst äußerte, daß Se. Majestät mit ihm sehr scharf ins Gericht gegangen sei und ihm bedeutet habe, daß gerade seine exzessive, leidenschaftliche Parteiführung das Hindernis der Bestätigung sei."

Pest, 10. Mai. Zur Feier des Millenniums wurden heute 11 Uhr vormittags im Tempel (Tabakgasse) und in der Synagoge (Rombachgasse) Festgottesdienste veranstaltet. In Anbetracht der räumlichen Verhälinisse und mit Rücksicht auf möglichste Vermeidung eines unverhältnismäßigen Andranges hat der Vorstand der Religions-Gemeinde angeordnet, daß in die Frauengallerie des Tempels (Tabakgasse) der Eintritt nur gegen Vorweisung von hierzu bestimmten Eintrittskarten gestattet war. In die Männerhalle des Tempels (Tabakgasse), sowie beide Abteilungen der Synagoge (Rombachgasse) war der Eintritt ohne Eintrittskarten gestattet. Die Feier in beiden Synagogen war eine glänzende, die Reden der beiden Prediger, Dr. Kohn und Kayserling, von patriotischem Geiste durchglüht. Die Zuhörer waren sämtlich in Festkleidung erschienen und aus aller Augen leuchteten Liebe und Begeisterung für unser Vaterland, wo unser Bekenntnis eine so schöne Stätte und seine Bekenner eine so würdige Stellung gefunden.

Paris, 8. Mai. Eine Bewegung für die Einführung von besonderen Sonntagsgottesdiensten ist hier im Keime erstickt worden. In Erwiderung auf ein Gesuch um Einführung solcher Gottesdienste hat das Israelitische Konsistorium nach Beratung mit dem Groß-Rabbiner von Frankreich nur die Abhaltung von Vorlesungen über religiöse Gegenstände an den Sonntagen gestattet. Die Vorlesungen dürfen nicht in der Synagoge stattfinden, sondern in dem Beratungszimmer der Gemeinde, sodaß sie jeder religiösen Bedeutung entbehren.

Paris, 8. Mai. Der Versuch, in drei Bezirken Antisemiten durchzubringen, ist kläglich gescheitert. Im neunten Arrondissement (Montmartre) fielen der republikanische Antisemit Teissonière mit 544 und der bonapartistische Antisemit Lobien mit 454 gegen den gewählten Fortschrittler Paul Strauß, welcher 2500 Stimmen erhielt, durch. Im elften Arrondissement erhielt der Antisemit von 8500 blos 600 Stimmen, im neunzehnten Arrondissement erhielt der antisemitische Sozialist von 2500 Stimmen nicht mehr als 300.

Aus dem Leserkreise.

* **Noch einmal: Lindenbäume vor der Synagoge.** In Nr. 18 d. Bl. bezeichnet Herr Rabb. Gugenheim in Saar-Union meine in Nr. 16 gegebene Erklärung des Verbotes, Lindenbäume vor Synagogen zu pflanzen, als unrichtig. Diese Sitte wäre eine Nachahmung nichtjüdischer Gepflogenheit und sei darum als חקת הגוי unstatthaft. Man gestatte mir im folgenden Herrn G. zu antworten: Nicht alles Heidnische wird ohne weiteres als ח״ה verboten. Das Kriterium von „Nichtjüdisch" wird im Safre Absch. Achare, namentlich aber im Maimonides Hilchoth Akkum XI[1] und Schulchan Aruch Jore Deah § 178 genau beschrieben und begränzt. Was würde

Herr G. dazu sagen, wenn jemand behaupten wollte, die Synagogen müßten mit Schindeln oder getheerten Pappendeckeln bedeckt sein, nicht aber mit Dachziegeln — wegen חקת הגוי? Oder: in der Synagoge müßten die alten Ständer aber ohne Bänke mit Klappen eingeführt werden, weil in den meist nichtkatholischen Kirchen und Schauspielhäusern solche Bänke vorzufinden sind — also auch ח"ה ?! Maimonides z. St. belehrt uns hierüber: „Man sollte keine Stätten bauen nach Art der heidnischen Tempel, um die Menge heranzuziehen, wie sie es zu machen pflegen." Dazu die merkwürdigen Glossen vom Rabad: „Ich verstehe dies nicht; meint er (Maimonides), daß man darin keine Bilder anbringe, gleich wie sie (die Heiden) es machen, oder daß man an ihren (an den Höhen der Gebäuden) keine (חמנים) Sonnen- und Sinnbilder anbringe zum Zeichen für die Menge, um sich da zu versammeln, wie sie es machen." Nach dem Ture Sahab z. St. sind beide Arten, wie sie der Rabad definiert, verboten. Das הקת הגוי wird also hier ausdrücklich nur dazu angewendet, um die Entfernung der (צורות) Bilder vom Innern und der Emblemen (חמנים, Erklärung hierüber Aben Esra Lev. 33, 30, auch Raschi und Mendelssohn) von den Höhen der Gebäuden vorzuschreiben, aber nur solche, die einen ausgeprägten nichtjüdischen, sondern heidnischen Charakter haben. Aber daraus ein Vorbot zu konstruieren, Linden im Synagogenhof zu pflanzen, weil an manchen nichtjüdischen Kirchhöfen Lindenbäume sich vorfinden, ist durchaus nicht gerechtfertigt. Bemerkt doch der Remah z. St. ganz deutlich: „Auch das, was Ehren halber oder anderer Ursache wegen geschieht, ist gestattet." Und wer wird nicht begreifen, zu welchem Zwecke Linden oder andere Bäume im Kirchhofe gepflanzt sind: einfach zur Verschönerung des Vorplatzes und der Umgebung der Kirche. Warum soll es also uns Israeliten nicht gestattet sein? Uebrigens befindet sich in der altehrwürdigen jüdischen Gemeinde in Krakau eine Synagoge, genannt „Remahs Schul", auf dem israelitischen Kirchhofe, in dem ebenfalls Bäume sich vorfinden, ob Linden oder anderer Gattung, weiß ich nicht. Anders wäre es, wenn die verehrliche Redaktion mit ihrer Bemerkung recht hätte, in unserem Gegenstand nämlich einen Verstoß gegen das biblische Verbot (5. B. M. 16, 21) zu erblicken, was aber durchaus nicht der Fall ist. Denn es heißt ausdrücklich in der Schrift: „Beim Altar des Ewigen . . ." Bekanntlich befand sich aber der Altar ausschließlich in der heiligen Stadt Jerusalem. Maimonides in Jadhachasakah, der ibid. VI 9 und 10 das vorerwähnte Verbot allseitig erläutert mit dem ausdrücklichen Hervorheben der Oertlichkeit des heiligen Tempels, macht in den direkt vorhergehenden Verordnungen vielseitigen Gebrauch von diesem örtlichen Unterschied, so daß über unseren Gegenstand kein Zweifel mehr obwalten kann.

Dem entsprechend ist es sogar gestattet, die inneren Wände der Synagoge mit Landschaftsmalereien, mit emporragenden Bäumen, zu dekorieren, wie dies in sehr frommen Gegenden häufig anzutreffen ist. (R. Eliakim im Beth Joseph zur Tur Jore Deah § 141 ist nur gegen Tierbilder im Innern der Synagoge). — Dementsprechend ist es fast überall Sitte, am Wochenfeste, wie auch sehr häufig bei Trauungen, und endlich bei patriotischen Festen, die Synagoge speziell aber die heilige Lade mit Blumen und allerlei baumhohen Topfpflanzen zu schmücken. Dies Verbot im 5. B. M. 16, 21 kann hierbei nicht in Anwendung gebracht werden. Wenn es also trotzdem Sitte ist, Lindenbäume im Synagogenhof nicht zu pflanzen, so kann dies nur mit einer Beantwortung in Nr. 16 der Wochenschrift seine Lösung finden.

Straßburg (Elf.). Rabb. Dr. Aschkanaze.

Geschäftliche Mitteilungen.

Musik erfreut des Menschen Herz, zumal solche, die man sich ohne mühevolle Unterrichtsstunden auf eigenem Instrumente selbst machen kann. Die von der Firma Richard Kox, Duisburg a. Rh. als Spezialität vertriebene Akkord-Zither „Triumph" befriedigt nicht nur, sondern übertrifft alle Erwartungen, die an eine sechsmanualige Zither gestellt werden können, und ist, sowohl was Ausstattung und Solidität, wie auch Preiswürdigkeit anbelangt, wirklich ein „Triumph" auf diesem Gebiete (näheres s. Inserat). Nichtgefallendes wird sofort umgetauscht unter Vergütung aller Unkosten. Man verlange von genannter Firma franko Zusendung des über 100 Seiten starken illustrierten Kataloges über tausende von Musik-Instrumenten aller Art.

Wegen Raummangels mußten einige aktuelle Aufsätze sowie verschiedene Beiträge für die Rubrik „Aus dem Leserkreise" zurückgestellt werden. Red.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.